Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 7 – 17. Februar 2007 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Ende der Freundlichkeiten: Kanzlerin Merkel war auf Putins Richtungswechsel nicht vorbereitet. Foto: Getty

Der Putin-Schock

Richtungswechsel in der russischen Politik – Kanzlerin Merkel düpiert

Von KLAUS D. VOSS

Eine neue Ära russischer Politik hat begonnen: Präsident Putin schlägt einen völlig anderen Ton an – die westlichen Staaten trifft der Moskauer Richtungswechsel ganz und gar unvorbereitet. Auf keinem diplomatischen Kanal hatte der russische Präsident seinen Auftritt vorbereiten lassen – im Grunde ein Affront gegen Bundeskanzlerin Angela Merkel, die sich wie eine überfahrene Gastgeberin in München fühlen konnte.

Auf seiner letzten Deutschland-Visite hatte Putin noch penetrante Fragen nach einer Mitschuld russischer Regierungsstellen an der Ermordung der Journalistin Anna Politkowskaja mit Geduld ertragen, nur wenige Wochen später auf der 43. Sicherheitskonferenz in München hat er den Degen gezogen, nicht nur rhetorisch.

Jetzt hat Putin mit nahezu poststalinistischer Direktheit die Vereinigten Staaten in die Schranken verwiesen. Er beschuldigte die USA der „ungezügelten Anwendung militärischer Gewalt“ und warf ihnen fortwährende Mißachtung der Menschenrechte, des Völkerrechts und internationaler Institutionen wie der Uno vor.

Natürlich zielte Putins Rede auf Zustimmung bei der Bevölkerung seines Landes ab, aber in erster Linie wollte er die westlichen Nachbarstaaten mit völlig neuen Grundlinien der russischen Politik konfrontieren. Fatal für die überraschten westlichen Regierungsvertreter war, daß die Mehrheit der Bürger in den europäischen Nato-Staaten Putins gnadenlose Abrechnung mit der amerikanischen Außenpolitik teilt. Und auch in der Nato selbst wachsen die Zweifel, der Zusammenhalt ist auf ein kritisches Niveau gesunken. Das miserable Zusammenwirken der Truppenteile in Afghanistan mit mehr als 1000 nationalen Einsatzvorbehalten ist alles andere als ein gutes Beispiel für das Militärbündnis. Die Frage, warum die Weltelite des Militärs mit einigen Tausend Taliban nicht zu Rande kommt, stellte Putin erst gar nicht.

Die deutsche Regierungschefin und ihre Fachminister zeigten Trefferwirkung. Den Rollenwechsel vom Angeklagten zum Ankläger konterte niemand mit Hinweisen auf den desolaten Stand der Menschenrechte in Rußland.

Im Tonfall hatte der russische Präsident an die Stimmungslage im Kalten Krieg erinnert, in der Sache präsentierte er das neue Weltbild der Russen. Stark geworden durch die Unsummen an Petro-Dollars und Gas-Euros, kann Moskau zum ersten Mal in der Geschichte seine Wirtschaftsmacht strategisch ausspielen. Für Moskau stehen jetzt China und Indien im Vordergrund, auch prosperierende Staaten wie Brasilien. Rußland rechnet sich selbst zu diesen Wachstumszentren, die zusammengenommen schon bald die Leistungskraft der USA oder der EU erreicht haben werden.

Europa und die USA kämpfen um ihren Wohlstand und stehen vor kaum lösbaren Problem mit ihren sozialen Sicherungssystemen, der Staatsverschuldung und der negativen Bevölkerungsentwicklung. Konzeptionslos lassen diese Staaten die Ausbeutung ihrer technologischen Vormacht zu. Von reformerischer Entschlossenheit ist wenig zu sehen. Putin hat den Kern getroffen.

KLAUS D. VOSS:

Gute Fahrt

Zugegeben, es wäre ein höchst gewöhnungsbedürftiger Anblick, Angela Merkel, die ganze Ministerriege und alle Präsidenten und Direktoren der Bundesbehörden in Dienstwagen der Golf-Klasse chauffiert zu sehen. Diese Modelle haben zwar nur durchschnittlichen Sitzkomfort, gehen als Klimaschoner gerade noch so durch. Seit sich unsere Regierung dem Klimaschutz über alle Maßen verschrieben hat, die deutschen Autohersteller bei den Abgaswerten aber nicht mitziehen wollen, bleibt nur der Abstieg in die Mittelklasse.

Staatskarrosse ade? Zum Glück hat Merkel den Posten des Umweltministers mit dem richtigen Mann besetzt, mit Sigmar Gabriel. Er hatte als Ministerpräsident in Hannover einen Karriere-Start mit nur kurzer Brenndauer hingelegt, jetzt aber kann der Umweltbeflissene sein wahres Können zeigen, ein findiger Mann.

Gabriel läßt die Dienstfahrten der Bundesregierung und ihrer Bediensteten erfassen, den Umweltschaden der großen Wagen berechnen und in harte Euro ummünzen. Mit diesen Millionen soll der Kampf gegen das Kohlendioxid in der Dritten Welt finanziert werden – dort könnten die Mittel fünfmal effektiver eingesetzt werden als hierzulande.

Allen Klimafürchtigen macht der Umweltminister gern seine Rechnung auf – je dicker die Schlitten der Minister, umso größer der Klima-Nutzen für die Welt da draußen. So können die Kabinettsmitglieder markentreu bleiben und weiter die qualmenden Achtzylinder nutzen. Der Steuerzahler muß halt nur mitziehen und zweimal berappen, erst einmal für das schöne Luxusgefährt, dann für den Klima-Obulus an Afrika. Denn mal gute Fahrt.

Wieder ein paar Enttäuschte mehr

Nicht nur Merz mag die CDU-Linie nicht mehr, doch die FDP zieht daraus keinen Profit

Von HANS HECKEL

Wenn Friedrich Merz eine neue politische Heimat suche, habe er ja seine Telefonnummer, spottete Guido Westerwelle nach der Rückzugsankündigung des renommierten CDU-Politikers. Auf den Fluren der Hauptstadt ist man sich indes ziemlich einig, daß der Fernsprecher des FDP-Vorsitzenden stumm bleiben wird. Warum eigentlich? Wegen des unüberhörbaren Unmuts innerhalb der Union über die „Sozialdemokratisierung“ der eigenen Partei müßten enttäuschte Schwarze doch Schlange stehen bei den Liberalen?

Tun sie aber nicht. Trotz beachtlicher Umfragewerte gelingt es den Freidemokraten nicht, in ihrer Traumrolle als „einzig marktwirtschaftliche Partei“ wirklich zu glänzen. In Bayern wollen die Liberalen in spitzer Anspielung auf eine Unionsparole aus den 70ern plakatieren: „Freiheit statt Sozialismus – FDP statt CSU!“ Von der Union enttäuschte Bürgerliche werden über diese nette kleine Gemeinheit schmunzeln, mehr aber kaum – wieder so eine neckische Idee vom Westerwelle.

Hier liegt das Problem der FDP: Offenbar fehlen auch ihr die Köpfe, um glaubhaft als solide bürgerliche Alternative Unionswähler und nicht zuletzt CDU/CSU-Politiker zu sich herüberzuziehen. Das Image der Effekthascherei klebt an Westerwelle und mit ihm an der gesamten Partei, der die profilierten Köpfe fehlen wie weiland Otto Graf Lambsdorff.

Die Union kann das kaum beruhigen. Die ohnehin schwindende Motivation ihrer gerade noch gut 550000 Mitglieder dürfte durch den Abgang von Merz einen weiteren Dämpfer erhalten haben. Merkels schwarze Kabinettshälfte erscheint ihnen als bekenntnisfreie Truppe von Machterhaltern.

Friedrich Merz hat alle Gedanken an eine Parteigründung von sich gewiesen, Fraktionsvize Wolfgang Bosbach ebenso. Worauf hofft Bosbach? Was meint Merz, wenn er sagt, er wolle sich trotz allem „weiterhin engagieren“? Denkbar wäre, daß beide – jeder auf seine spezielle Weise – schon einmal vorsichtig auf Distanz zur Kanzlerin gehen, um sich für einen späteren Neuanfang zu empfehlen. Geht das träge Experiment Schwarz-Rot zu Lasten der Union zu Bruch, wird es kaum Merkel sein, welche die CDU-Basis als „Hoffnungsträger des programmatischen Neubeginns“ auf den Schild heben wird.

Die Zeit arbeitet gegen die Union. Die Erosion ihrer einst treuen Stammwählerschaft schreitet schon seit vielen Jahren voran, neue Konkurrenzparteien schossen zuletzt wie Geysire aus der verkrusteten Oberfläche des bürgerlichen Lagers. Wie das Beispiel des Hamburgers Ronald Schill (fast 20 Prozent) zeigte, sind die Heimatlosen am Ende verzweifelt genug, um bei der Wahl der Alternativen zur Union alles andere als zimperlich zu sein. Seit Merz' Rückzug sind es wieder ein paar Enttäuschte mehr.

Freie Bahn

Gnade vor Recht für RAF-Mohnhaupt

Auch in diesem komplizierten und historisch belasteten Fall hat die Justiz nur nach Schema F entschieden: Die 57jährige RAF-Terroristin Brigitte Mohnhaupt, zu fünfmal lebenslanger Haft verurteilt, kommt schon in wenigen Tagen frei. Sie war an den Mordanschlägen auf Generalbundesanwalt Siegfried Buback und den Bankier Jürgen Ponto maßgeblich beteiligt, vor allem an der Entführung und Ermordung von Arbeitgeberpräsident Hanns-Martin Schleyer.

Das Oberlandesgericht Stuttgart hat sich bei seiner Entscheidung, die Strafe nach 24 Jahren zur Bewährung auszusetzen, von den üblichen Gepflogenheiten der Vollzugskammern leiten lassen, nämlich allein das Verhalten der Gefangenen zu beurteilen. Die Erwartungen von Opfern, ihrer Angehörigen und der Gesellschaft nach einer gerechten oder angemessenen Strafe werden übergangen. Straftäter kommen in Deutschland billig davon. Für diese Art der Rechtspflege bringen die Bürger wenig Verständnis auf, Täter jeder Art bei erster Gelegenheit laufen zu lassen.

Mohnhaupt, „Chefin“ der zweiten RAF-Generation, kann es jetzt als Terroristin im Vorruhestand angehen lassen wie sie will. Für die meisten Menschen und erst recht für die Hinterbliebenen ist der Gedanke unerträglich, wenn sie jetzt dank gerichtlicher Großzügigkeit mit Buchveröffentlichungen oder Auftritten in Fernseh-Talkshows richtig Kasse machen sollte – paßgenau zum 30. Jahrestag des blutigen „Deutschen Herbstes“. VS

GEWINNSPIEL

Wie Ziethen aus dem Busch ... und schon geht es nach Berlin

Kennen Sie preußische Redewendungen? Die *Preußische Allgemeine Zeitung* sammelt Charakteristisches aus dem Sprachgebrauch der Preußen. Wenn Sie noch andere Redewendungen oder Begriffe wie „Fisimatenten“ kennen und wissen, woher sie stammen, dann schreiben Sie uns – Postkarte (Parkallee 86, 20144 Hamburg), Fax (0 40 / 41 40 08-50) oder E-Mail (redaktion@preussische-allgemeine.de) genügt.

Ihre Zuschrift mit dem Stichwort „Auf gut Preußisch“ muß uns bis zum 24. Februar 2007 erreicht ha-



Das Park-Hotel

ben, bei Briefen oder Postkarten gilt der Poststempel. Unter allen Einsendungen verlost die Redaktion der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* einen Gutschein über zwei Übernachtungen für zwei Personen im idyllisch, aber verkehrsgünstig gelegenen Park-Hotel Berlin Schloß Kaulsdorf (Brodauer Straße 33/35, 12621 Berlin-Kaulsdorf), eingeschlossen sind Frühstücksbuffet und Drei-Gänge-Menü. Der Rechtsweg ist, wie bei Gewinnspielen üblich, ausgeschlossen.

Bitte geben Sie bei der Einsendung ihre vollständige Anschrift und eine Telefonnummer an, der Gewinner wird umgehend benachrichtigt – denn auch die glücklichen Berlin-Reisenden müssen entschlossen sein wie „Ziethen aus dem Busch“: Der Gutschein gilt bis zum 31. März 2007.

Die Schulden-Uhr:

Wohnkosten belasten Kommunen

Obwohl die meisten Städte und Gemeinden 2006 Einnahmenzuwächse verbuchen konnten, ist ihre finanzielle Lage weiter angespannt. Zwar sind 2006 aufgrund der guten Zuflüsse aus der Gewerbesteuer 31 Milliarden Euro und somit fünf Milliarden mehr als 2004 in die Kassen geflossen, gleichzeitig sind aber die Sozialausgaben auf 37 Milliarden Euro, 5,3 Prozent mehr als im Vorjahr, gestiegen. Vor allem die Wohnkosten der Empfänger von Arbeitslosengeld II haben sich erhöht und zwar um 14,7 Prozent.

1.489.968.921.090 €

(eine Billion vierhundertneunundachtzig Milliarden neunhundertachtundsechzig Millionen neunhunderteinundzwanzigtausend und neunzig)

Vorwoche: 1.489.329.967.170 €
Verschuldung pro Kopf: 18.074 €
Vorwoche: 18.066 €

(Stand: Dienstag, 13. Februar 2007, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Es darf gern etwas mehr sein

Seit Jahren steigen die deutschen Gehälter kaum – Lohnzuwächse würden den Konsum beleben

Von Sverre Gutschmidt

Vieles wird dieses Jahr teurer: Autofahren wegen Umweltschutz, Elektrogeräte wegen höherer Rohstoffpreise. Gleichgeblieben sind meist nur die Gehälter und das seit zirka zehn Jahren. Während sonst europaweit die Einkommen in dieser Zeit deutlich gestiegen sind, üben die Deutschen sich in Bescheidenheit, auch beim Konsum. „2007 sind die Arbeitnehmer dran“, begründet der IG-Metall-Vorsitzende Jürgen Peters aktuelle Forderungen nach 6,5 Prozent mehr Lohn für 3,5 Millionen Beschäftigte der Metall- und Elektroindustrie.

Nicht nur Gewerkschafter meinen, daß nach Jahren der Enthaltsamkeit wieder mehr Lohn „in die Tüte“ muß. Der Konsum soll angekurbelt werden und neue Arbeitsplätze entstehen. Arbeitgebervertreter halten dagegen: Die gerade gewonnene neue Wettbewerbsfähigkeit deutscher Arbeitsplätze in der globalen Wirtschaft werde gefährdet. Otto-Normalverbraucher beschäftigt dagegen weniger, wer volkswirtschaftlich recht hat, sondern wieviel verfügbares Einkommen jedem von uns monatlich jenseits aller festen Kosten zum Ausgeben bleibt.

Wer dieser Frage nachgehen will, findet sich schnell in einem Begriffsdickicht wieder: Konsum-Barometer, Inflation, Preisindex, repräsentativer Warenkorb. Die statistischen Werte geben bestenfalls ausschnitthaft wieder, wie unser Ausgabeverhalten sich entwickelt und warum.

Mit dem täglichen Leben haben sie wenig zu tun. Lohnvergleiche sind nicht inflationsbereinigt, ein Index selten aussagekräftig. Folgendes ist das schon eher: Spanien wird Deutschland 2008 beim Pro-Kopf-Einkommen überholen.

Der jährliche Lohnzuwachs fällt in der Bundesrepublik geringer aus als in den meisten EU-Staaten – kein Grund zur Zurückhaltung. Die Aussicht, an einem für alle wachsenden Wohlstand teilzuhaben, ist aufgrund bescheidener Lohnentwicklung, hoher Arbeitslosigkeit und für viele unsicherer beruflicher Lage anders als in den 70er bis 90er Jahren keine Selbstverständlichkeit. Die meisten Bürger fühlen, daß sie seit Beginn des neuen Jahrtausends, spätestens seit Einführung des „Teuro“, weniger auszugeben haben. Von diesem gefühlten Verhältnis von zur Verfügung stehendem Einkommen zu Preisen hängt ab, ob wir lieber sparen oder uns etwas leisten.

Auch die „Gesellschaft für Konsumforschung“ (GfK), Urheber des Konsumbarometers, weiß um diesen Zusammenhang: Die Einkommensstimmung sei nach wie vor verbesserungswürdig. Langjährige Durchschnittswerte würden unterboten – den Deutschen fehle Geld wie Zutrauen, auch wenn die Mehrwertsteuererhöhung nicht so schlimm sei wie erwartet. Die Sparquote liege immer noch zu hoch. 16 Milliarden Euro könnten für Konsum und Arbeitsplätze frei werden, würde die Sparquote von derzeit 10,5 Prozent nur um einen Prozentpunkt sinken.

Allein wegen besagter Mehrwertsteuererhöhung, höherer Versicherungssteuer, Kostenanstieg bei Renten- und Krankenversicherung sowie dem Wegfall der Pendlerpauschale hätten die Deutschen 24 Milliarden Euro weniger zur Verfügung. Das rechnet der Bundesverband der Verbraucherzentralen vor. Selbst wenn diese Zahl ein Schätzwert sein mag – viele Löhne wachsen in den vergangenen Jahren langsamer als die vergleichsweise moderate Inflation.



Mehr Geld ausgeben: Die Deutschen kaufen zu wenig. Foto: ddp

Etwas genauere Auskunft darüber, was wofür ausgegeben werden muß, gibt der repräsentative Warenkorb. Er enthält 750 möglichst für die gesamte Lebenshaltung aller Verbraucher aussagekräftige Produkte. Der Index zeigt, daß die fixen Kosten deutlich gestiegen sind. So sind laut Statistischem Bundesamt die Ausgaben für Wohnung, Wasser, Strom, Gas und andere Brennstoffe beim Warenkorb von 27,5 auf 30,3 Prozent aller Ausgaben und für Telefon und Internet von 2,3 auf 2,5 Prozent gestiegen – jeweils im Vergleich 1995 zu 2005.

Diese Kosten lassen sich kaum umgehen. Und auch bei der Altersvorsorge haben die Deutschen laut Warenkorb-Erhebung mehr aufzuwenden.

Das tägliche Brot, also Lebensmittel, trägt dagegen immer weniger zu unseren Ausgaben bei. 1965 mußte der durchschnittliche Arbeitnehmer noch knapp eine Stunde schuften, um sich ein Pfund Butter leisten zu können. Im Jahr 2000 schaffte er das statistisch in 15 Minuten. Für ein Pfund Kaffee mußte er 1965 zirka eineinviertel Stunden arbeiten, im Jahr 2000 gerade etwas über fünf Minuten.

Ein Rückgang der Ausgaben für Essen und Trinken von 13,1 auf 10,3 Prozent (1995 zu 2005) vom Warenkorb ermittelten die Statistiker. Günstigere Lebensmittel fangen aber den allgemeinen Preisanstieg nicht auf. Auch deshalb scheint immer weniger im Portemonnaie zur Verfügung zu stehen.

Ein vergleichsweise preisgünstiges Auto, das seinerzeit wie heute durchschnittlich kaufkräftige Konsumenten ansprechen soll, wie der Honda Civic, kostete vor 30 Jahren in der einfachsten Ausstattung 9148 D-Mark (4677 Euro). Dafür mußte ein Angestellter mit damaligem Durchschnittsgehalt vier Bruttomonatsgehälter aufwenden. Das aktuelle Nachfolgemodell ist in der Basisausstattung laut Hersteller derzeit für 16 557 Euro zu haben. Der vergleichbare heutige Angestellte arbeitet dafür im Schnitt einen halben Monat länger. Auch beim Lieblingsauto der Deutschen, dem Golf, sieht es kaum anders aus. 1987 kostete ein einfacher Golf laut ADAC 17 390 D-Mark (8891,37 Euro).

Damals waren das zirka viereinhalb Monate Arbeit. Heute ist die Minimalausführung für 18 350 Euro zu haben, legt ein Angestellter über fünf Monatsgehälter dafür hin. Ein Liter Normalbenzin kostete 1987 übrigens 94 Pfennig.

Natürlich ist ein Auto aus der Mitte der 70er Jahre im Vergleich zu jedem heutigen Modell „eine Blechdose, die zufällig auch fahren kann“, so Peter Sobotta, Fahrzeugtechnikexperte des ADAC. Ein derartiger Vergleich bleibt somit immer schief – schon wegen Technik und Ausstattung.

Dennoch: Anschaffungen werden im Vergleich zu dem, was dafür „über“ ist, wieder teurer.

Höherer Lohnzuwachs ist daher durchaus kein falscher Schritt, zumal beispielsweise in der Metallindustrie und im produzierenden Gewerbe der Anteil der Lohnkosten an den Betriebskosten meßbar abgenommen hat, wie Experten vorrechnen.

Gedächtnisschwund beim Deutschlandfunk

Auf einmal soll die Zahl der Todesopfer durch die Bombenangriffe auf Dresden nur noch 25 000 betragen

Von Wilhelm v. Gottberg

Die Stadt Dresden wurde am 13./14. Februar 1945 durch drei aufeinanderfolgende Bomberangriffe der Anglo-Amerikaner zu weiten Teilen zerstört. Dresden hatte keine Rüstungsindustrie, weshalb die Stadt bis zu diesem Zeitpunkt auch keiner schwerpunktmäßigen Bombardierung ausgesetzt war. Allerdings war Dresden im Februar 1945 voll von Ostflüchtlingen. Man schätzt, daß am 13. Februar 1,2 Millionen Menschen im Stadtgebiet Dresdens ihren Aufenthalt hatten.

Der Deutschlandfunk (DLF) – ein öffentlich-rechtlicher Rundfunksender der Bundesrepublik – brachte im Februar 1975 eine Reportage über die Bombardierung Dresdens. Anlaß war der 30. Jahrestag des Ereignisses. Hier wurde berichtet, daß die Stadt Dresden die Opferzahl der drei Luftangriffe vom 13./14. Februar 1945 mit rund 202 000 angegeben habe. Allerdings wisse niemand, wie hoch die Opferzahl wirklich sei, da Tausende Menschen im Feuersturm der brennenden Stadt zu Asche wurden. Nur 35 000 Opfer konnten identifiziert werden. Soweit die Reportage des DLF von 1975. Der damalige Bundespräsident Herzog nannte bei einer Trauerfeier aus Anlaß des 50. Jahrestages der Vernichtung Dresdens die Bombardierung ein Verbrechen.

Der Autor bekam 1991 vom Ordnungsamt der Stadt Dresden auf Anfrage die schriftliche Information, daß aufgrund örtlicher Unterlagen die Opferzahl der Bombardierung Dresdens am 13./14. Februar 1945 202 400 betragen könne. Nach 1992 wurde bei entsprechenden Anlässen die Opferzahl in Dresden vom 13./14. Februar 1945 mit mehr als 35 000 angegeben. Vor wenigen Jahren wurde nun – von wem auch immer veranlaßt – die Opferzahl vom 13./14. Februar 1945 weiter herunter manipuliert. Am 13. Februar 2007 berichtete der DLF in seinen Nachrichtensendungen über eine Gedenkveranstaltung in Dresden für die Opfer der Bombardierung, „bei der 25 000 Menschen umgekommen sein sollen“.

Wie bitte? Ja wirklich: bei der 25 000 Menschen umgekommen sein sollen. Da ist man sprachlos.



Wurde massiv zerstört: Die Dresdner Innenstadt Foto: SLUB Dresden/Abt. Deutsche Fotothek/ddp

Möglicherweise kennt der Nachrichtensprecher nicht die historische Wahrheit, aber dem Chefredakteur und den nachgeordneten Mitarbeitern der Leitungsebene kann das tatsächliche Ergebnis der Bombardierung Dresdens nicht unbekannt sein. Es gibt für dieses Verhalten nur eine Erklärung. Die Verantwortlichen des DLF sind willige Mitstreiter mit dem größten Teil der politischen Klasse Deutschlands, die nicht einräumen will, daß Deutsche am Ende des Krieges millionenfach zu Opfern wurden. 2,5 Millionen Deutsche aus den Ostprovinzen des früheren Deutschen Reiches verloren bei Flucht und Vertreibung ihr Leben.

Die Opfer von Dresden sind Teil der großen Opferzahl, die durch die Bombardierung Deutschlands im Kriege zu beweinen ist. Ein hoher Prozentsatz dieser Opfer kam erst zu Tode durch die Flächenbombardements deutscher Großstädte wenige Monate vor Kriegsende, als Deutschland militärisch schon am Boden lag.

Das einzige militärische Ziel in Dresden im Februar 1945 war die Elbbrücke. Sie blieb unzerstört.

Die Angst vor heiklen Themen

Von Harald Fourier

Diesen Sonntag ist es soweit. Dann werden die Goldenen und Silbernen Bären vergeben. Dann werden die Laudatoren sanfte Worte sprechen, die geehrten Künstler sich überschwenglich bedanken und erklären, ohne ihr Publikum seien sie nichts. Was sagte Müntefering doch gleich? Es sei unfair zu glauben, was Politiker in Wahlkampfzeiten so von sich geben. Das gleiche gilt für Schauspieler bei der Berlinale ...

Das Hauptkriterium der Berlinale-Jury scheint immer das gleiche: Politische Korrektheit. Dabei wird offenbar eine präzise begrenzte Auswahl von Themen bevorzugt und „preisbewußte“ Regisseure tun gut daran, sich an diesen unausgesprochenen Kanon zu halten. In dieses Schema passen Produkionen wie „Bordertown“ (Thema: Frauenbenachteiligung, Diskriminierung von Ausländern), „Die Fälscher“ (Naziverbrechen), „Der gute Hirte“ (Kampf gegen Nazis), „Goodbye Bafana“ (Rassismus) oder „Irina Palm“ (Frauendiskriminierung).

An anderen, spannenden Gegenwartsthemen dagegen mangelt es zwar nicht, aber sie finden sich bei dem Filmfestival kaum oder nur am Rande wieder. Was ist mit dem „Kampf der Kulturen“? Was mit der gescheiterten Integration, den von Paris bis Berlin sichtbar werdenden Verwerfungen der „multikulturellen Gesellschaft“, die das Leben der Menschen jeden Tag überschatten und zunehmend Sorge auslösen? Was nicht in das Schwarz-Weiß-Raster paßt, hat es schwer.

Doch es gibt Lichtblicke. Selbst in den – scheinbar – ausgetretenen Pfaden der „Erinnerungskultur“. So zum Beispiel in Clint Eastwoods Drama „Letters from Iwo Jima“, einer Art Fortsetzung seines Films „Flags of our Fathers“. Beide Streifen schildern den erbitterten Kampf um eine Pazifikinsel 1945, einmal aus der Sicht der Japaner und einmal aus der Sicht der Amerikaner (letzterer nicht im Wettbewerb).

In „Flags“ steht die später weltbekannte Errichtung der US-Flagge durch einige junge GIs im Mittelpunkt der Erzählung, die 1945 nachträglich für die Kamera inszeniert wurde. Beide Filme sind ein Gesamtkunstwerk, das den Zweiten Weltkrieg aus der Sicht der Soldaten beider Seiten nacheinander schildert und so mit gewohnten Gut-Böse-Schemata bricht. Wenn „Letters“ einen Preis bekäme, wäre das eine kleine Sensation.

Außer Konkurrenz wird auch der Film „Das Haus der Lerchen“ gezeigt. Franz-Werfel-ähnlich handelt der Spielfilm von der Flucht einer armenischen Familie vor den Türken ab 1915. Es sei der „wichtigste, der aufwühlendste Beitrag“ findet der „Spiegel“. Im Vorfeld gab es Befürchtungen, einige der 250 000 Berliner Türken könnten mit Tumulten die Uraufführung zu verhindern versuchen.

Kuschen vor Rot-China

Shanghaier Konzern verklagt Berliner Internet-Blogger – Filmfest beugt sich der Zensur



Zensur auf der Berlinale: Der Film „Lost in Beijing“ wurde auf chinesischen Druck hin von allzu „negativen Bildern“ gesäubert.

Foto: Berlinale

Von Peter Westphal

China, das „Reich der Mitte“, besitzt augenscheinlich weitreichende Mittel, um seinem kaum noch versteckten Machtanspruch Nachdruck zu verleihen. Sei es in Afrika, wo es in neokolonialer Manier auf Einkaufstour geht und für die Sicherung von Rohstoffquellen auch mit Ländern wie dem Sudan paktiert, wo sich ein staatlich sanktionierter Völkermord vollzieht. Sei es in den USA, wo chinesische Raubkopien von Hollywood-Straßenfegern einen immensen finanziellen Schaden verursachen. Einer Studie von 2006 zufolge haben die illegalen Kopien aus China der Filmindustrie insgesamt einen Verlust in Höhe von über zwei Milliarden Euro (2,7 Milliarden US-Dollar) beschert. In allen Branchen wird der illegale Umsatz mit einem Volumen von rund 270 Milliarden Euro veranschlagt.

Auf den mit Produktpiraterie verbundenen Schaden und die damit einhergehende Vernichtung von Arbeitsplätzen wies am Freitag vergangener Woche Bundesjustizministerin Brigitte Zypries (SPD) in Frankfurt am Main hin. Auch und besonders deutsche Firmen sind Leidtragende der Piraterie, wobei die chinesischen Aktivitäten mit besonderem Groll verfolgt werden. Während der Verleihung des Negativ-Preises „Plagiarius“, mit dem die dreistesten Nachahmerprodukte bedacht werden, verwies sie auf den kürzlich vom Bundeskabinett verabschiedeten Gesetzentwurf, der die Anstrengungen im Kampf gegen Plagiate unterstützen soll. Wie wichtig dieser Kampf ist, unterstrich in Frankfurt auch der Designer Rido Busse aus Ulm; Busse ist Initiator des „Plagiarius“. Für ihn ist Markenpiraterie „eine der schwersten Formen der Wirtschaftskriminalität im 21. Jahrhundert“. Als hauptsächlichen Verursacher für den „Ursprung von Produkten“, deren „Vermarktung in der Praxis nicht im Einklang mit internationalen Regeln steht“, hat Zypries China und „vergleichbare aufstrebende Länder“ ausgemacht.

Aktuelles Beispiel hierfür ist der chinesische Autohersteller „Zonda“. Dieser produziert einen Bus, der genauso aussieht wie das neue Modell „Starliner“ der Münchner MAN-Tochterfirma „Neoplan“. Kaum hatte MAN seinen „Starliner“ 2004 auf einer Messe in Hannover vorgestellt, war im März 2005 in Shanghai bereits die Kopie aufgetaucht. Dabei scheinen die Plagiatoren von „Zonda“ die Justiz nicht fürchten zu müssen. Eine Klage wurde erst „am 26. September angenommen – seitdem haben wir aber nichts mehr gehört“, verrät MAN-Pressesprecher Detlef Hug.

Statt dessen hat der Berliner Ron Hillmann Besuch aus China bekommen – vertreten durch einen Rechtspfleger des Amtsgerichts Mitte in Berlin. Dieser überbrachte Hillmann, der die Internetseite „Autoregional.de“ betreibt, eine Vorladung vor das „Gericht mittlerer Ebene der Stadt Yancheng in der Provinz Jiangsu“. Dahinter steckt die Autogruppe „Zonda“, die Hillmann verklagt hat. Sie fordert von dem Berliner allen Ernstes eine öffentliche Entschuldigung, finanzielle Wiedergutmachung und eine Unterlassungserklärung. Der Grund: Hillmann hatte den Vorgang der Produktpiraterie auf einer Meldung von „Spiegel Online“ entdeckt und mit folgendem Satz auf seiner privaten Netzseite (Blogg) kommentiert: „Wie schnell und skrupellos die Chinesen im Kopieren sind, zeigt dieses Beispiel.“ Der Anwalt Hillmanns, Alexander Graf von Kalckreuth, empfindet die chinesische Klage als den Versuch, die Berichterstattung in Deutschland von China aus zu zensieren.

Wie stark die chinesische Zensur hierzulande bereits vorgedrungen ist, zeigt sich aktuell auf der 57. Berlinale. Sie beginnt mit dem chinesischen Wettbewerbsfilm „Lost in Beijing“. Der Streifen des Regisseurs Li Yus darf nur in zensierter Fassung gezeigt werden. Fünf Szenen hatte er wegen des angeblich negativen Peking-Bilds ändern müssen. Nach Angaben des Produzenten betraf dies „alle Szenen vom Tiananmen-Platz (...), die Nationalflagge und dreckige Straßen“. Der vielsagende Kommentar der Berlinale-Leitung: „Wir zeigen den Film, den wir bekommen.“ Die taiwanesische Vertretung in Berlin vermutet hingegen, daß die Berlinale das Programm so ausrichtet, wie es die Volksrepublik China wünscht. So wird – ein Vorgang, der in Cannes oder Venedig undenkbar wäre – der Inselstaat unter der Länderbezeichnung „Taiwan, China“ geführt, obwohl die VR China „auf Taiwan niemals hoheitliche Rechte besessen oder ausgeübt hat“, wie die Repräsentanten Taiwans betonen. Die Zuordnung, so heißt es weiter, sei „nicht nur falsch, sondern in einem hohem Grade beleidigend“. In der „offenen Gesellschaft Taiwans“, würden „die Meinungs- und Pressefreiheit“ praktiziert. Die Filmindustrie arbeite „ohne die Last staatlicher Vorgaben oder Zensur“ – wie im hofierten Rot-China.

Ein Kommentar der „Neuen Zürcher Zeitung“ (NZZ) sieht in dem Verhalten der Berlinale-Organisatoren einen „vielerorts verinnerlichten Kotau vor der Wirtschaftsmacht China“. Die Servilität der deutschen Seite überrascht dabei nicht wirklich: So hatte im vergangenen Jahr im noblen Hotel „Adlon“ am Brandenburger Tor ein Empfang deutscher und chinesischer Interessenverbände stattgefunden. Ein dort vor das Podium gespanntes Edeltransparent mit der Aufschrift „Deutsch-Chinesische Zusammenarbeit“ hatte seinerzeit – kurz vor Veranstaltungsbeginn – für einen Eklat gesorgt. Die chinesische Seite war aufgebracht, weil nicht von „Chinesisch-Deutscher Zusammenarbeit“ darauf die Rede war. In der Folge wurden die Länderbezeichnungen ausgeschnitten, um sie nach chinesischer Forderung zu tauschen. Doch nun war das Tuch kaputt, und die Schusterei machte einen läppischen Eindruck. Schließlich fand die Veranstaltung ohne das zerstörte Banner statt.

Gericht: Tempelhof soll 2008 sterben

Senat setzt Schließung des legendären Zentralflughafens durch – 68 Prozent der Berliner sind dagegen

Von Markus Schleusener

Tempelhof, das ist lebende Legende. Zudem ist Berlins Zentralflughafen ein enormer Standortvorteil: Besonders Geschäftsreisende können mitten in der Stadt landen und sparen wertvolle Zeit, die sie andernorts in langen Anfahrten von weit außerhalb liegenden Großflughäfen vergeuden. Bei der Auswahl der Standorte von Deutschland- oder Europazentralen großer Konzerne kann das den Ausschlag geben.

Auf intensives Betreiben der Berliner Politik ist damit mit ziemlicher Sicherheit spätestens ab 31. Oktober 2008 Schluß, denn nun hat ein weiteres Mal ein Gericht (diesmal das Oberverwaltungsgericht) geurteilt: Der Flughafen wird geschlossen. Klaus Wowereit bezeichnete den Urteilsspruch als „fairen Interessenausgleich“ und appellierte an die Fluggesellschaften, sich auf den Umzug nach Schönefeld („Berlin-Brandenburg International“, kurz BBI) vorzubereiten.

Die politische Linke in der Stadt ist begeistert. Der SPD-Fraktionsgeschäftsführer Christian Gaebler sagte: „Ich hoffe nicht, daß die Kläger nun weiter nach rechtlichen Lücken suchen, die es nicht gibt.“ In das gleiche Horn stieß die PDS-Verkehrsexpertin Jutta Matuschek: „Alles muß sich jetzt auf den Bau des BBI-Flughafens in Schönefeld konzentrieren.“ Die Grünen-Fraktionschefin Franziska Eichstädt-Bohlig schließlich legte noch einmal Wert auf die vollständige Schließung.

Sie alle folgen Klaus Wowereit auf Gedeih und Verderb. Der Regierungschef wird angetrieben vom unabänderlichen Willen, Tempelhof zu schließen, damit der Flughafen Schönefeld, der zum internationalen Luftkreuz ausgebaut werden soll, keine Konkurrenz zu fürchten hat. Und das in einer Zeit, in der Politiker stets das Wort von Wettbewerb und Liberalisierung im Munde führen.

Seit 1990 träumen ganze Seminare von Stadtentwicklungsplanern davon, das riesige Gelände des legendären Tempelhofer Flugplatzes, ein innerstädtisches Filetstück, endlich „entwickeln zu dürfen“. In den Regierungsfraktionen werden bereits Pläne gemacht, die Bausenatorin Ingeborg Junge-Reyer (SPD) wünscht sich eine großes „Wiesenmeer“ mit „naturnaher Nutzung“.

Gegen diese Umwandlung in eine „große Spielwiese“ wehrte sich zuletzt auch die „Deutsche Bahn“. Sie hat ein Gutachten vorgelegt: Den behaupteten Automatismus, nach dem Tempelhof geschlossen werden muß, weil in einigen Jahren der neue Schönefelder Großflughafen seinen Betrieb aufnimmt, gibt es danach nicht. Zwar haben der Bund und die Länder Berlin und Brandenburg vor über zehn Jahren festgelegt, daß Tempelhof und Tegel ihren Betrieb einstellen, damit Schönefeld konkurrenzlos arbeiten kann; aber das gilt nur für den „normalen“ Publikums-Flugverkehr.

Als Sonderflughafen mit beschränktem Privatflugverkehr könne Tempelhof weitergenutzt werden, so das Bahn-Gutachten. Ob dies geschehe, hänge „allein vom politischen Willen“ ab, nicht von Urteilen oder Gesetzen. Die Bahn möchte den Flughafen übernehmen und in eigener Regie weiterbetreiben. Doch den politischen Willen, den gibt es offenbar nicht.

Zumindest nicht bei den Berliner Parteien, die Bürger sehen das ganz anders. In einer Umfrage im Auftrag des „Rundfunks Berlin-Brandenburg“ und der „Berliner Morgenpost“ sprachen sich 56 Prozent der Anhänger der PDS, 63 Prozent der Grünen, 73 Prozent der FDP, 76 Prozent der SPD und sogar 80 Prozent der CDU-(insgesamt: 68 Prozent der Berliner) für Tempelhof aus. Nur 22 Prozent sind für die vollständige Schließung.

Wenn die innerstädtischen Flugplätze erst einmal geschlossen sind, dann werden die Berliner zu spüren bekommen, was eine lange Anreise zum Flughafen bedeutet. In New York, London und selbst in München können sie das ja heute schon erleben: 70, 80 Minuten Fahrt vom Flughafen ins Zentrum sind in New York keine Seltenheit.

Für prominente Gäste und Messebesucher wird bereits an einem besonderen Privileg getüftelt: Hubschrauber-Transfers. Die Fluggesellschaft "German Wings" und eine Firma namens „Air Service Berlin“ wollen einen Helikopterflugdienst anbieten.

Mit Tempelhof hätte die Stadt das auch haben können. Jedoch ohne die beträchtlichen Mehrkosten für die Reisenden.

Aufregung über IOC-Chef Rogge

Der Präsident des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), Jacques Rogge, hat seine angebliche Aussage dementiert, wonach Olympische Spiele künftig nur noch in solchen Städten stattfinden sollten, die noch nie Ausrichter der Wettkämpfe waren. Die Rogge zugeschriebene Äußerung hatte in Berlin für Aufregung gesorgt. Rogge sei nicht gegen die erneute Vergabe der Spiele an ehemalige Gastgeber, stellte seine Sprecherin Anfang der Woche klar.

Nach der gescheiterten Bewerbung für die Spiele 2012 hofft Berlin nun auf eine Chance für 2020. Eine Bewerbung für 2016 gilt als illusorisch, weil für 2012 mit London bereits eine europäische Stadt den Zuschlag erhalten hat.

Ein Ausschluß ehemaliger Olympiastädte wäre insbesondere Berlins innerdeutschem Hauptkonkurrenten Hamburg zugute gekommen, wo die Spiele noch nie stattgefunden haben im Unterschied zu Berlin 1936. *H.H.*

Zeitzeugen



Giuliano Amato – Solange die Vereine das Problem mit ihren gewalttätigen Fans nicht in den Griff bekämen, werde er keine Polizisten mehr für Fußballspiele abstellen. Italiens Innenminister Amato (68) war stets ein Mann rigider Maßnahmen. Als italienischer Ministerpräsident (1992–1993) und (2001) galt der Sozialist als Verfechter einer strikten Sparpolitik, der wenig auf seine Popularität gab.

Luca Pancalli – Der 42jährige Pancalli wurde erst im September 2006 kommissarischer Leiter des Italienischen Fußballverbandes, nachdem die alte Führung wegen eines weltweit Aufsehen erregenden Skandals zurücktreten mußte. Pancalli ist eigentlich Fünfkämpfer und seit einem Sturz vom Pferd 1981 körperbehindert, ein Arm ist steif. Er ist Vizepräsident des Olympischen und Präsident des Paraolympischen Komitees von Italien.



Theo Zwanziger – Seit September 2006 ist der 1945 geborene Jurist und CDU-Politiker Zwanziger alleiniger Präsident des DFB. Ab 2004 hatte er sich das Amt zunächst mit Vorgänger Gerhard Mayer-Vorfelder geteilt, um einer Kampfabstimmung zu entgehen. Zwanziger und Mayer-Vorfelder waren wegen ihrer Kritik am dann legendär geworden Bundestrainer Jürgen Klinsmann selbst unter Beschuß geraten.

Zinédine Zidane – Der Franzose gilt als einer der besten Fußballer aller Zeiten, 2001 wechselte der heute 34jährige für 71,6 Millionen Euro zu Real Madrid und ist somit der bislang „teuerste“ Fußballer der Welt. Der Sohn algerischer Einwanderer galt stets als fair und ist in Frankreich äußerst beliebt, er ist aber auch aufbrausend. Als der Italiener Marco Materazzi ihn beim Halbfinalspiel der WM 2006 seine Schwester beleidigte, rammte Zidane ihn mit einem Kopfstoß und flog vom Platz.



Robert Hoyzer – Der 27jährige Berliner Ex-Schiedsrichter hat alle Chancen, als Schande des deutschen Fußballs in die Annalen einzugehen. Am 15. Dezember 2006 wurde er rechtskräftig zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, kommenden Monat soll er die Haft antreten. Hoyzer hatte aus Gewinnsucht Geld und Sachwerte angenommen und dafür Spiele manipuliert, damit eine Wett-Mafia große Summen einstreichen konnte.

Keine Macht dem Mob!

Randalierende Fußballfans machen Deutschlands Stadien unsicher

Von Florian Möbius

Fans des Fußballvereins Paris St. Germain randalieren und jagen Anhänger der gegnerischen Mannschaft durch die Straßen der Seinemetropole. Die Übergriffe eskalieren, so daß ein französischer Polizist in Notwehr einen Fan des Pariser Vereins erschießt.

Durch Anhänger des niederländischen Spitzenvereins Feyenoord Rotterdam kommt es im Anschluß an ein Uefa-Cup-Spiel zu schweren Ausschreitungen.

Trauriger Höhepunkt dieser Gewaltausbrüche: Anfang Februar wird in Italien bei einem Spiel der Serie-A zwischen Catania Calico und US Palermo ein Polizist von sogenannten Fans mit einem Waschbecken zu Tode geprügelt.

Bei solchen Meldungen lehnt sich der bundesdeutsche Durchschnittsbürger gerne zurück und denkt: „Typisch, aber bei uns ist so was unvorstellbar.“

Irrtum! In Deutschland wurde die Problematik gewaltbereiter Fußballanhänger nur in den unteren Spielbetrieb, das heißt Regional-, Kreisliga oder darunter, durch vielerlei Sicherheitsmaßnahmen (zum Beispiel Videoüberwachung und keine günstigen Stehplätze mehr) verdrängt. So kam es erst am vergangenem Wochenende zu gewalttätigen Ausschreitungen im Anschluß an die Begegnung zwischen Lokomotive Leipzig und Erzgebirge Aue II, wobei neben Rauchbomben und Feuerwerkskörpern auch Pflastersteine flogen. Der Polizei gelang es nur mit Mühe, die Situation unter Kontrolle zu bringen. Auch dort, wie in Italien, wurden gezielt Polizisten angegriffen, teilweise direkt in ihren Streifenwagen mit Leuchtmunition attackiert. Laut Aussagen von Augenzeugen konnte sich ein Beamter in Zivil nur mit Warnschüssen verteidigen. Italien ist also nicht soweit entfernt, wie es die Verantwortlichen gerne hätten. So lobt der Leiter der „Koordinatiosstelle Fan-Projekte“ (KOS), die eng verzahnte Zusammenarbeit im Dienste der Fußballanhänger. So sind die Klubs der ersten und der zweiten Bundesliga verpflichtet, einen festangestellten Fan-Beauftragten zu beschäftigen. „Seit fünf Jahren verbuchen wir stetig wachsende Zuschauerzahlen im Profi-Fußball. Das hat nicht nur mit der wachsenden Qualität des Spiels zu tun“, sagte Gabriel. „Die Rahmenbedingungen stimmen. Die Leute gehen ins Station, weil sie sich sicher fühlen.“

Nur Spiele der unteren Ligen betroffen

Das mag für die erste und zweite Liga zutreffen, aber dafür treffen sich die Chaoten nun in den unteren Klassen.

Die Polizei teilt Fußballanhänger, ihrer Gewaltbereitschaft entsprechend, in drei Kategorien ein. Kategorie A: der friedliche Fußballfan besucht ein Spiel aus Interesse am Sport. Kategorie B: der gewaltbereite Anhänger, der nicht auf Krawall aus ist, jedoch unter Alkoholeinfluß an entstandenen Auseinandersetzungen teilnimmt. Die sogenannten Ultras gehören in diese Kategorie. Kategorie C: der gewaltbereite und -suchende Fan. Fußball ist für diesen Nebensache. C-Fans treten überwiegend in Gruppen auf und nehmen die Veranstaltung als Gelegenheit wahr, aus Spaß an der Gewalt Auseinandersetzungen zu suchen und zu provozieren. Dieser Art „Fan“ kommt man nicht mit Stadionverboten bei.

Kein reines Unterschichtenproblem

Auch die Mär, bei den marodierenden Anhängern in den neuen Bundesländern handle es sich „nur“ um die Verlierer der Wiedervereinigung, trifft bei solchen Gestalten nicht zu. Natürlich verstärkt sozialer Abstieg durch Arbeitslosigkeit und Harz IV die Reihen derer, die als Mob durch die Straßen ziehen. Nicht umsonst werden als eine Ursache von Gewalt oft die sozialen Umstände genannt. Das Hauptproblem aber sind Hooligans.

Entgegen einer weitverbreiteten sehr oberflächigen Betrachtung handelt es sich hierbei nicht nur um „Prolls“ (soziale Unterschicht). Ja, oftmals führen viele von denen sogar ein unauffälliges Berufsleben. Überraschenderweise setzt sich die Hooligan-Szene aus Arbeitern, Angestellten bis hin zu Akademikern zusammen – ade Vorurteil.

Für Verhaltensforscher ist dieses extreme Auftreten nur mit einem übersteigertem Aggressionspotential zu erklären, welches nicht frühzeitig gesellschaftlich sanktioniert wurde. Dazu kommen dann noch archaische Verhaltensmuster, die sich im Laufe der Evolution eigentlich zurückgebildet haben sollten.

Nein, dieser Gruppe wird man nicht Herr, indem man sie mit einer „Streichel-Pädagogik“ verhätschelt. Anhänger dieser Szene lieben den Kampf. Das Zelebrieren von Gewalt und die Kultivierung von Aggressivität sind deren Ziel. Dabei müssen als Feindbild die Fans des gegnerischen Fußballklubs oder die anwesenden Ordnungskräfte beziehungsweise Polizisten herhalten. Solange es eine derart aggressive Randgruppe im Fanbereich gibt, die ihre Befriedigung aus Gewalt bezieht, solange muß der Staat mit einer starken, ja martialischen Präsenz für Ruhe und Ordnung sorgen. Denn im Grunde sind Hooligans nur im Rudel stark, sobald eine zahlenmäßige Unterlegenheit vorhanden ist, ziehen sie sich zurück. Festgenommene gehören so schnell wie möglich vor ein Gericht gestellt, um abgeurteilt zu werden. Tat und Strafe müssen zeitlich nahe beieinander liegen.

Daß die Kosten für derartige Polizeieinsätze nicht nur bei den Ländern und Kommunen liegen bleiben dürfen, ist selbstverständlich. Der „Deutsche Fußball-Bund“ verdient gut am deutschen Fußballanhänger. So mahnte dann auch DFB-Präsident Dr. Theo Zwanziger: „Wir sind uns unserer Verantwortung bewußt und werden alles tun, um im Fußball die Probleme zu lösen.“



Leipzig Anfang Februar: Über 300 gewaltbereite Fans — Foto: picture point

Von allen Seiten regelmäßig geprüft

Ein halbes Jahr vor der Fußball-WM 2006 schreckte die „Stiftung Warentest“ die Deutschen auf: Die Sicherheit in den Stadien sei vielfach mangelhaft, behauptete die bei den Konsumenten angesehene Stiftung. WM-Koordinator Franz Beckenbauer reagierte äußerst gereizt. Die Warentester mögen sich auf die Qualitätskontrolle von Lebensmitteln und ähnlichem beschränken, von Stadionsicherheit verstünden sie nichts.

Laut dem Pressesprecher des „Deutschen Fußballbundes“ (DFB) Stephan Brause hat sich die harsche Zurückweisung der „Warentest“-Vorwürfe im nachhinein glanzvoll bestätigt: „Wir haben eine wundervolle und harmonische WM erlebt. Die Kritik an der Stadionsicherheit hat sich als unbegründet erwiesen“, so Brause gegenüber der *PAZ*.

Die Sicherheit in Deutschlands Stadien

Für die Sicherheit in den Arenen gelten zunächst die strengen Bauvorgaben des Gesetzgebers, der auch deren Einhaltung überprüft.

Darüber hinaus untersucht ein eigener Sicherheitsausschuß der jeweiligen Liga vor jeder Saison den Zustand der Stadien erneut. Dabei gelten beispielsweise bei der Bundesliga die Zulassungsbestimmungen des DFB, für den neben dem verbandseigenen Sicherheitsausschuß ein hauptamtlicher Sicherheitsbeauftragter tätig ist.

Er geht bei der Prüfung nach einem eigenen Kriterienkatalog seines Verbandes vor. Dieser fordert unter anderem die Trennung der Fans unterschiedlicher Vereine durch entsprechende bauliche und organisatorische Maßnahmen, um direkte Auseinandersetzungen zu vermeiden.

Für europäische und internationale Begegnungen gilt das gleich Schema. Zunächst müssen alle Stadien den nationalen Bauvorschriften genügen. Darüber hinaus untersuchen die Sicherheitsausschüsse der internationalen Fußballvereinigungen die Austragungsorte.

Bei Europameisterschaften prüft demnach der europäische Fußballverband Uefa, zur Weltmeisterschaft nehmen die Sicherheitsbeauftragten des Weltfußballverbandes Fifa die Arenen gründlich in Augenschein. *H. H.*

Tote und Verletzte im Heysel-Stadion

Vor dem Europapokal-Endspiel 1985 erlebte der europäische Fußball eine seiner schwärzesten Stunden

Von Manuel Ruoff

Vor dem Anpfiff eines Europapokalendspieles zwischen dem FC Liverpool und Juventus Turin kam es am 29. Mai 1985 im Brüsseler Heysel-Stadion zu einer der größten Katastrophen der europäischen Fußballgeschichte. Um die britischen Hooligans von den italienischen Juventus-Fans im Stadion räumlich zu trennen, war der an den englischen grenzende Block Z für neutrale, sprich Zuschauer des gastgebenden Landes Belgien bestimmt. Ein korrupter Funktionär, der dafür später auch vor Gericht gestellt wurde, hatte jedoch Block-Z-Karten an italienische Reisebüros verkauft, so daß hier nun Engländer und Italiener Nachbarn waren. Das Unglück nahm seinen Lauf.

Nachdem schon am Mittag alkoholisierte Fans in der Stadt randaliert und bereits eine Stunde vor dem Anpfiff des Spiels die gegnerischen Fans sich – nun bereits im Stadion – mit Steinwürfen und Leuchtraketen auf der italienischen sowie Schmähgesängen und bengalischem Feuer auf der englischen Seite gegenseitig aufgestachelt hatten, versuchten um 19.45 Uhr mehrere hundert Fans des FC Liverpool den unplanmäßig von Italienern geprägten Block Z zu stürmen. Im angegriffenen Block entstand eine Panik. Bei dem Versuch, vor den Engländern zu fliehen, wurden viele der Zuschauer totgetrampelt oder an der Begrenzung des Blocks zerquetscht. Eine Flucht nach vorn auf das Spielfeld war nicht möglich, da dieses entsprechend der damaligen Sicherheitsphilosophie von der Zuschauertribüne abgesperrt war, um Spieler wie Schiedsrichter vor gewalttätigen Zuschauern zu schützen. Unter dem Druck gab schließlich nach mehreren Minuten eine seitliche Begrenzungsmauer der damals bereits fünfeinhalb Jahrzehnte alten Sportstätte nach, brach zusammen und begrub eine große Anzahl von Zuschauern unter sich. 31 Italiener, sieben Belgier und einen Franzosen kostete das Unglück das Leben. 454 Menschen wurden zum Teil schwer verletzt.

Trotz der Tragödie wurde das Spiel mit 87 Minuten Verspätung vom Schweizer Unparteiischen André Daina angepfiffen. Michel Platini, der einzige Torschütze, hat diese Entscheidung des europäischen Fußballverbandes Uefa, der – zahlenmäßig zu schwach vertretenen – Polizei und des Brüsseler Bürgermeisters mit einem ausgesprochen plastischen Vergleich erklärt: „Wenn im Zirkus der Seiltänzer abstürzt, schlägt die Stunde der Clowns.“

Die Folgen waren vielfältig. Am Pranger standen vor allem die Engländer, aber auch Italiener und Belgier. Von den Hooligans wurden 14 zu Haftstrafen von bis zu drei Jahren verurteilt. Der FC Liverpool wurde für sieben und die anderen englischen Fußballvereine für fünf Jahre von allen internationalen Wettkämpfen ausgeschlossen. Doch auch Juventus Turin und der belgische Fußballverband wurden von der Uefa abgestraft. Belgien zahlte den Hinterbliebenen umgerechnet rund 1,25 Millionen Euro Entschädigung. Das Unglücksstadion blieb nach diesem 29. Mai 1985 mehrere Jahre ungenutzt. Erst nach einem Umbau in eine Multifunktionsarena und einer Umbenennung in „König-Badouin-Stadion“ finden dort seit einem Einweihungsspiel am 23. August 1995 wieder Fußballspiele statt. Auch andere Stadien erfuhren bauliche Veränderungen. Vor allem wurden die Zäune beseitigt, welche die Zuschauer daran hinderten, auf das Spielfeld zu gelangen.

Angriff auf das Selbstverständnis

Ursula von der Leyen fordert mehr Betreuungsplätze für Kleinkinder und verstört so ihre eigene Partei

Von Rebecca Bellano

Optisch wirkt die christdemokratische Familienministerin Ursula von der Leyen ziemlich bieder. Und auch ihr Auftreten hat eher etwas Sanftes, Zurückhaltendes, doch diese Frau wird für den rechten Flügel der Union langsam zu einem schwer verdaulichen Brocken. Mit der Forderung nach Ausbau von Betreuungsplätzen für Kleinkinder und dem Überdenken des Ehegattensplittings bei Kinderlosen erschütterte sie allein in den letzten Wochen das Selbstverständnis ihrer Partei bis ins Mark.

Besonders beim Ausbau der Betreuungsplätze für Kinder unter drei Jahren wagt sich die Mutter von sieben Kindern weit nach vorne. Und auch wenn sie noch keinen Finanzierungsplan hat, so tritt sie damit an die Öffentlichkeit. Offenbar ist das Finanzierungsproblem das kleinere Hindernis, im Vergleich zu dem die sie in den Köpfen ihrer Parteifreunde zu überwinden hat. „Neue Wege sind nie einfach. Man fängt immer mit wenigen Mitstreitern an“, so die Widerspenstige.

So kam dann auch wie erwartet die Kritik aus den eigenen Reihen. Der Niedersächsin wurde vorgeworfen, daß sie offenbar die „DDR auferstehen lassen“ wolle, wo Kinder schon kurz nach der Geburt in Fremdbetreuung gegeben wurden. Auch warf man von der Leyen vor, daß sie sich nicht um das Wohl des Kindes sorge, denn nichts und niemand könne besser für ein Kind sorgen als die eigene Mutter.

Grundsätzlich mag das stimmen, doch Ursula von der Leyen nennt Ausnahmen. „Wir wissen, daß jedes dritte Kind einen Migrationshintergrund hat. Und am Anfang der Bildungskarriere entscheidet sich, ob diese Kinder in den nächsten Jahrzehnten fähig sind, unser Land wettbewerbsfähig zu halten.“ Sprich: Diese Kinder lernen zu Hause nicht das, was sie für ihr Leben brauchen. Mit der deutschen Sprache, deutschen Sitten und Gebräuchen werden viele von ihnen erstmals bei der Einschulung konfrontiert. Chancengleichheit gegenüber ihren deutschen Klassenkameraden ist dann schon von Beginn an nicht gegeben.

Und – was Frau von der Leyen auch nicht offen ausspricht – viele Kinder aus sozial schwachen Familien weisen ebenfalls zahlreiche Defizite auf. Zwar beherrschen sie mehr oder minder die deutsche Sprache, aber viele Fertigkeiten und soziale Umgangsformen sind ihnen fremd. Kinder, deren Eltern ihnen keinen geordneten Tagesablauf vorleben, ihnen nicht regelmäßig gesunde Mahlzeiten vorsetzen, keine saubere Kleidung hinlegen und Menschlichkeit vorleben, gibt es immer mehr in Deutschland. Dabei sind es die unteren Schichten, die noch mehrere Kinder bekommen.

Gegen diese Mißstände will die Ministerin anarbeiten. Bei 750 000 Krippenplätzen wären etwa 35 Prozent der Zwei- bis Dreijährigen untergebracht. Dies würde, so hofft die CDU-Politikerin, erstens gut ausgebildeten, berufstätigen Frauen die Entscheidung für ein Kind erleichtern, da diese dann ihr Leben wegen des Nachwuchses nicht völlig verändern müßten, weiter Geld verdienen und ihre Karrierepläne ohne lange Pause weiter verfolgen könnten. Zweitens gebe es dann die Möglichkeit, Kinder aus sozial schwachen Familien oder jene mit Migrationshintergrund früher an die Gesellschaft heranzuführen, denn die Nähe zur Mutter ist für diese Kleinen nicht unbedingt integrationsfördernd.

Letzteres wird allerdings nicht offen ausgesprochen, würde es doch nicht nur die Union dazu zwingen, bestimmte Weltvorstellungen über den Haufen zu werfen. Familienidylle, wie sie sich auch die SPD wünscht, ist keineswegs alltäglich in deutschen Haushalten.

Dies ist zwar eine traurige, aber wahre Erkenntnis, die sogar schon vor einigen Monaten fast ausgesprochen wurde, als die Diskussion über das wachsende Prekariat, die Unterschicht, in Deutschland vom SPD-Vorsitzenden Kurt Beck thematisiert wurde.

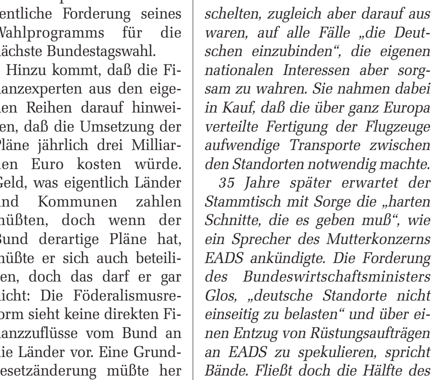
Doch Angst vor der eigenen Courage und starker Gegenwind erstickten eine nötige Debatte im Keim.

Möglicherweise weiß von der Leyen, was sie auslösen würde, wenn sie alle ihre Gründe für den Ausbau der Kleinkindbetreuung ungeschminkt kundtun würde, und wählt deswegen ihren eleganteren Weg, auch wenn sie mißverstanden wird.

„Im Prinzip vertritt Frau von der Leyen jetzt eine SPD-Position“, meinte Monika Müller, Familienexpertin der Sozialdemokratischen Gemeinschaft für Kommunalpolitik, im Rahmen der Diskussion. Genau dies ist auch der Grund, warum auch die SPD sich bei der Unterstützung der Familienministerin bedeckt hält: Von der Leyen raubt dem Koalitionspartner eine wesentliche Forderung seines Wahlprogramms für die nächste Bundestagswahl.



Alle Ressourcen nutzen: Ursula von der Leyen mit Kindergartenkindern Foto: ddp



Hinzu kommt, daß die Finanzexperten aus den eigenen Reihen darauf hinweisen, daß die Umsetzung der Pläne jährlich drei Milliarden Euro kosten würde. Geld, was eigentlich Länder und Kommunen zahlen müßten, doch wenn der Bund derartige Pläne hat, müßte er sich auch beteiligen, doch das darf er gar nicht: Die Föderalismusreform sieht keine direkten Finanzzuflüsse vom Bund an die Länder vor. Eine Grundgesetzänderung müßte her und die wiederum bedarf einer Zweidrittelmehrheit.

Ursula von der Leyen sieht dies nicht als Hinderungsgrund, schließlich hat sie von der Opposition nur Lob für ihre Vorschläge erhalten. Die SPD müßte theoretisch auch geschlossen dahinterstehen, denn schließlich war es ursprünglich ihre Forderung.

Und die Union? Die hadert noch mit sich und ihrem Familienbild. Doch auch hier werden Stimmen laut, sich ein Herz zu nehmen und den Sachargumenten zu folgen. Zumal Deutschland bekanntlich zu wenig Nachwuchs hat.

Die Gesellschaft kann es sich kaum leisten, ganze Teile einer Generation außen vor zu lassen. Daß dem aber schon seit Jahrzehnten so ist, belegen neben der internationalen Pisa-Tests und OECD-Studien auch Erfahrungen des Alltagslebens.

Michels Stammtisch

Angesichts der „Airbus-Krise“ als Folge der verspäteten Fertigstellung des Großraumflugzeugs A 380, der schwierigen Sanierung und der drohenden Massenentlassungen stellte der Stammtisch im Deutschen Haus fest, damit platze wieder einer der blauäugigen europäischen Blütenträume aus den 60er und frühen 70er Jahren.

Deren habe es viele gegeben, als sich die Westeuropäer an ihren politischen Kaminen angesichts des aus Moskau wehenden kalten sibirischen Ostwindes zusammenkuschelten, zugleich aber darauf aus waren, auf alle Fälle „die Deutschen einzubinden“, die eigenen nationalen Interessen aber sorgsam zu wahren. Sie nahmen dabei in Kauf, daß die über ganz Europa verteilte Fertigung der Flugzeuge aufwendige Transporte zwischen den Standorten notwendig machte.

35 Jahre später erwartet der Stammtisch mit Sorge die „harten Schnitte, die es geben muß“, wie ein Sprecher des Mutterkonzerns EADS ankündigte. Die Forderung des Bundeswirtschaftsministers Glos, „deutsche Standorte nicht einseitig zu belasten“ und über einen Entzug von Rüstungsaufträgen an EADS zu spekulieren, spricht Bände. Fließt doch die Hälfte des deutschen Verteidigungsetats in die EADS-Kassen.

Tom Enders, der deutsche Co-Vorstandsvorsitzende der EADS, nahm die Erklärung von Glos locker und tat sie „als Teil einer politischen Kulisse“ ab, nicht ohne hinzuzufügen: „Dafür müsse man in unserer Industrie Verständnis aufbringen.“ Nichts „sei für die Ewigkeit in der Wirtschaft“.

Der Stammtisch empfand es hilflos, als Hamburgs Wirtschaftssenator Uldall den Franzosen gegenüber den „Geist von Airbus“ beschwor: „Der europäische Gedanke wird gefährdet, wenn ein Land versucht, den großen Gemeinschaftserfolg von ‚Airbus‘ in eine nationale Angelegenheit umzupolen.“ Als wenn dieser Geist nicht längst zu einem Gespenst geworden wäre, meinte der Stammtisch dazu.



Ost-Deutsch (2): Gastarbeiter

Von Wolf Oschlies

Habseligkeiten“ ist das „schönste deutsche Wort“ – hat der Deutsche Sprachrat 2006 verkündet. Ich hätte „Gastarbeiter“ vorgezogen. Dieses Wort ist schön (da es übel konnotierte Begriffe wie „Fremdarbeiter“ umschiffte), unfreiwillig witzig (wo in aller Welt gibt's Gäste, die arbeiten), anonym (auch die „Gesellschaft für deutsche Sprache“ weiß nicht, wer es wann prägte) und ein in Osteuropa so rückhaltlos akzeptiertes Sprachgeschenk, daß ich es zum Germanismus des 20. Jahrhunderts proklamieren möchte.

Kaum eine Sprache unserer Nachbarn, die ihn nicht kennt. Ein unübersetzbares Wortfeld hat sich um ihn gebildet – mit Adjektiven („gastarbajterski“) und Substantiven („gastarbajterstvo“). In Ex-Jugoslawien hat es den Ausdruck „Jugo-Schwaba“ verdrängt, in Makedonien gar einen Armvoll von Begriffen für die, die ihre Arbeitskraft im Ausland verkaufen (argat, pecalbar), ausgemustert.

Und das war nur der Anfang, dem die schönsten Sprachspiele folgten. Rund 70 000 Deutsche sollen in Polen Arbeit gesucht und gefunden haben – berichtete vor Jahren die Warschauer Wochenzeitung „Wprost“ unter dem Titel „Gastpracownicy“. „Gast“ ist deutsch, „pracownik“ (Arbeiter) polnisch – noch Fragen?

Vor zwei Jahren warteten Moskauer Blätter mit dem Begriff „vestarbajter“ auf. „Westarbeiter“ sind jene Glücklichen, die in der ukrainischen Boom-City Kiew einen Job ergatterten: Papiere unwichtig, Sprachprobleme Null, Verdienst blendend – Russenherz, was willst du mehr?

Freie russische Arbeitsplätze haben Hunderttausende „gastarbajtery“ aus Usbekistan und Kirgisien besetzt, dazu Chinesen, Afghanen, Vietnamesen und, „nach Rassenmerkmalen nicht gleich erkennbar“, solche aus Moldawien und der Ukraine. Mit denen nahm das deutsche Wort eine negative Färbung an, denn „jeder dritte Rechtsbrecher ist gastarbajter“.

Gastarbeiter in Deutschland kamen per Vertrag und sind sozial abgesichert. Wie anders es russischen gastarbajtery geht, läßt ein neuer Begriff erahnen: Gastrabajter. Da geht's nicht nur um ein vertauschtes R – Rab heißt auf russische Sklave.

Lernen bei den Eltern

Hausunterricht: Ehepaar wurde Sorgerecht für Tochter entzogen

Einem evangelischen Ehepaar in Erlangen ist vorläufig das Sorgerecht entzogen worden, weil es seine 15jährige Tochter selbst unterrichtet hat, anstatt sie zur Schule zu schicken. Melissa wurde am 1. Februar von 15 Polizisten abgeholt und in die Kinder- und Jugendpsychiatrie des Klinikums Nürnberg-Nord eingewiesen. Das Jugendamt wirft den Eltern Hubert und Gudrun Busekros vor, das Wohl ihrer Tochter zu gefährden, weil sie sich beharrlich weigerten, das Kind zur Schule zu schicken. Die Eltern hatten sich 2004 entschieden, ihre Tochter selbst zu unterrichten, da sie im Gymnasium das Klassenziel wegen mangelnder Leistungen in Mathematik und Latein nicht erreicht hatte. Sie hatten nach eigenen Angaben die Sorge, daß eine Wiederholung der Klasse die Probleme noch verschärfen würde. Melissa ist das älteste von sechs Geschwistern, von denen die anderen schulpflichtigen alle eine Schule besuchen. Nachdem im vergangenen Jahr der behördliche Druck auf die Eltern zugenommen hatte, schickten sie ihre Tochter vorübergehend nach Australien und gaben dem Jugendamt eine Adresse in Sydney an. Über den Zeitpunkt der Rückkehr hielten sie sich bedeckt. Nach Ansicht des Amtsgerichts Erlangen hat der Vater beim Anhörungstermin über die Rückkehr falsche Angaben gemacht, was dieser allerdings bestreitet. Zwei Tage vor dem Sorgerechtsentzug hatte das Gericht verfügt, Melissa „notfalls durch Gewaltanwendung“ zu einer Anhörung zu führen. Das Kind wurde am 30. Januar von einem sachverständigen Arzt untersucht. Der Mediziner vertrat anschließend die Ansicht, daß eine „emotionale Störung“ vorliege, die „mit einer massiven Schulphobie und einer starken Selbstwertproblematik“ verbunden sei. Daraufhin entzog das Gericht den Eltern in einer einstweiligen Anordnung umgehend das Sorgerecht.

Angst vor der Schule förderte das Versagen

Mit Empörung hat die Hausschulbewegung auf den Vorgang reagiert. „Wir sind entsetzt über die Vorgehensweise gegen eine integre und harmonische Familie“, sagte Jörg Großelümern (Schwarzenbruck bei Nürnberg), Vorstandsmitglied des „Netzwerkes Bildungsfreiheit“, gegenüber der evangelischen Nachrichtenagentur „idea“. Er stehe in Kontakt mit der Familie und halte die Maßnahmen der Behörden für eine „völlige Überreaktion“. Er forderte die Verantwortlichen auf, die Jugendliche umgehend wieder in ihre Familie zurückkehren zu lassen. Hausunterricht genieße internationale hohe Anerkennung. In den USA würden mehr als 1,5 Millionen Kinder auf diese Weise unterrichtet. Die Politik solle Hausunterricht „endlich den Stellenwert einräumen, den es in fast allen zivilisierten, demokratischen Ländern genießt“. Das Jugendamt Erlangen beruft sich in einer Presseerklärung darauf, daß es Hinweisen über eine drohende Kindeswohlgefährdung nachzugehen habe. Wenn die Eltern bei der Klärung nicht mitwirkten, obwohl sie rechtlich dazu verpflichtet seien, müsse das Familiengericht weitergehende Entscheidungen treffen. Zum konkreten Fall wollte das Amt aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes nicht Stellung nehmen.

Kind wurde nach Sydney anstatt zur Schule geschickt

Bis zu 500 Familien gibt es, die Kinder selbst unterrichten, sie kommen überall in Deutschland mit den Behörden in Konflikt.

So halten in Paderborn acht baptistische Aussiedlerfamilien ihre Kinder im Grundschul- und Hauptschulalter aus Glaubensgründen vom Schulbesuch fern. Sie lehnen den Sexualkundeunterricht, die Evolutionstheorie sowie als esoterisch erachtete Entspannungspraktiken im Unterricht ab.

Nach Angaben der Initiative „Schulunterricht zu Hause“ (Dreieich bei Frankfurt am Main) unterrichten in Deutschland zwischen 300 und 500 Familien ihre Kinder selbst. Amtliche Zahlen gibt es nicht. Vereinzelt sind solche Familien ins benachbarte Ausland gezogen, wo Hausunterricht akzeptiert ist. *idea*

MELDUNGEN

Chávez kauft ein

Caracas – 572 Millionen US-Dollar hat sich der venezolanische Präsident Hugo Chávez sein Verstaatlichungsprogramm allein für den Rückkauf des amerikanischen 28,5-Prozent-Anteils am Telekommunikationskonzern CANTV kosten lassen. Kurz zuvor kaufte Venezuela den Mehrheitsanteil an dem bis dahin größten privaten Energieversorger, der in US-amerikanischer Hand war. Auch zahlreiche Öl-Förderfirmen sollen in den nächsten Monaten in Staatshand gebracht werden.

Volk wehrt sich gegen Conte

Conakry – In Guinea wehrt sich das Volk massiv gegen den seit 1984 regierenden Präsidenten Lansana Conte. Per Generalstreik wurde das Land lahm gelegt, jetzt rief Conte das Kriegsrecht aus. Korruption und Ämtergeschacher unter Conte haben Guinea bitterarm gemacht.

Sonniges Exil gefunden

Sydney – Auf der Suche nach einem schönen Exilland hat sich der im Herbst 2006 vom Militär gestürzte thailändische Regierungschef Thaksin Shinawatra für Australien entschieden. „Ich mag Australien, die Leute sind nett und ehrlich ... Es ist sauber, und ich kann das ganze Jahr Golf spielen."

Sanktionen bestätigt

Brüssel – Wenn auch nicht aus voller Überzeugung heraus haben die EU-Außenminister die vom Uno-Sicherheitsrat beschlossenen Sanktionen gegen den Iran abgesegnet. Ab Ende Februar soll ein Handelsstopp für Waffen sowie Nuklear- und Raketentechnologie erfolgen. Ebenfalls sind Einreiseverbote für führende Militär- und Industrievertreter sowie das Einfrieren von Vermögenswerten vorgesehen. Während die USA die EU zu diesem Schritt drängte, hoffen einige EU-Außenminister immer noch, den Iran wieder an den Verhandlungstisch zu bekommen.

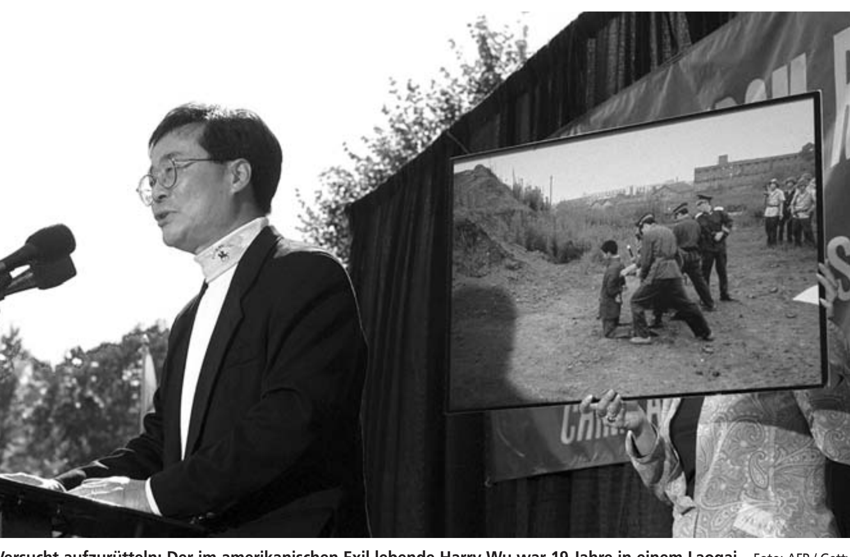
Wo Menschenleben nichts wert sind

Chinas Arbeitslager: Laogai-Häftlinge als billige Sklaven und Organspender auf Abruf

Von ALBRECHT ROTHACHER

Die Zahl der Laogai, der Zwangsarbeitslager in China, ihrer Insassen und ihrer Todesopfer seit der Revolution sind Staatsgeheimnis. Wer in China als ehemaliger Insasse von seiner Haft spricht, riskiert, dort alsbald wieder zu verschwinden. Nach zuverlässigen Schätzungen von Harry Wu, einem Ex-Häftling und Leiter der „Internationalen Laogai Stiftung", hatte das von sowjetischen Gulag Experten entwickelte Laogai-System seit 1949 40 bis 50 Millionen Insassen, von denen die Hälfte zu Tode kam. Heute sitzen etwa sieben Millionen Menschen in 1300 Zwangsarbeitslagern ein. Davon sind zehn Prozent politische und religiöse Häftlinge. In den den Gefängnissen angeschlossenen Arbeitskolonien muß zwölf bis 16 Stunden täglich unbezahlte Schwerarbeit geleistet werden: in Steinbrüchen, beim Kanal-, Straßen- und Eisenbahnbau, im Bergbau, in der Urbarmachung von Ödland und in der Landwirtschaft.

Es gibt aber auch eine moderne Variante: die Sklavenarbeit für den Export. So werden von den Gefängnisfirmen so ziemlich alle Produkte für den Weltmarkt gefertigt, von Elektronikteilen, Christbaumschmuck und Perücken bis zu Gummistiefeln, Saatgut und Teebeuteln. Eine Netzseite der verfolgten Sekte Falun Gong dokumentiert, wie im Frauenarbeitslager Xin'an in Peking von der als „Mickey Toys Co" getarnten Gefängnisfabrik niedliche Spielzeughasen und Puppenstuben als Auftragsarbeiten für westliche Diskontläden hergestellt werden. Eine internationale Boykottbewegung gewinnt deshalb an Boden. 2005 verlangte das US-amerikanische Repräsentantenhaus nahezu einstimmig ein Importverbot von Laogai-Produkten. Im letzten Sommer forderte dies auch die Menschenrechtsbeauftragte der CDU, Erika Steinbach, und im Herbst des Vorjahres auch das Europäische Parlament. Doch tun sich die Außenministerien schwer, das heikle Thema gegenüber den mimosenhaften chinesischen Kommunistenführern vorzutragen. Manchmal hat die Verwaltung auch schlicht keine Ahnung. Als im August 2006 die Hamburger GAL vom Senat wissen wollte, ob die aus China bestellte billige Dienstbekleidung für Justizbeamte in Sträflingsarbeit gefertigt wurde – aus einem Knast in den nächsten sozusagen –, mußte die Verwaltung eingestehen, das könne sie nicht wissen. Sie vertraue dem Lieferanten. Schließlich stehe „Made in China" auf den Etiketten, und nicht: „Im Laogai hergestellt".



Versucht aufzurütteln: Der im amerikanischen Exil lebende Harry Wu war 19 Jahre in einem Laogai. Foto: AFP / Getty

Die Herkunft der Lagerinsassen folgt dem Repressionskurs der KPCh. 1949 füllten sich die neuen Lager mit kriegsgefangenen Soldaten der Kuomintang und den verhafteten Funktionären der KMT. In den 50er Jahren kamen sogenannte Großbauern, Kapitalisten und Reaktionäre an die Reihe. Nach 1957 die intellektuellen „Rechtsabweichler", die sich von der falschen Liberalität der Phase „Laßt 100 Blumen blühen" zur Kritik am KP-Regime hatten verführen lassen. Nach dem Scheitern des „Großen Sprungs nach vorn" wurden die üblichen Sündenböcke eingesperrt. Während der Kulturrevolution (1966–1976) wurden neben den noch lebenden Angehörigen des alten Bürgertums, Minderheitenangehörige, auch alte KP-Kader, und zum Schluß selbst Rotgardisten inhaftiert. Nach dem Tode Maos (1976) blieb das Laogai-System in China weiter im Betrieb. Auch unter Deng Xiaoping und seinen Nachfolgern wurde China nie entstalinisiert. Mit der Niederschlagung der Demokratiebewegung wanderten die studentischen Aktivisten sowie Organisatoren unabhängiger Gewerkschaften und ethnischer Minderheiten (Tibeter, Uighuren) in die Laogai. 1998 wurden die Initiatoren der einen Sommer lang geduldeten Demokratischen Partei verhaftet und ab 1999 alle Falun-Gong-Anhänger, derer man habhaft werden konnte. Heute werden Internet-Aktivisten, die Zuarbeiter ausländischer Journalisten (wegen „Geheimnisverrats") sowie Umwelt- und Sozialaktivisten, die gegen örtliche Machtmißbräuche, Enteignungen, Arbeitsunfälle und Zwangsabtreibungen angehen, in Lagerhaft gesteckt. Hintergrund ist Präsident und Parteichef Hu Jintaos aktueller Machtkampf gegen die „liberaleren" Parteicliquen aus Peking und Schanghai. Auch diskutiert die Partei die Gefährlichkeit jener „subversiven Elemente", die seinerzeit in der Ukraine, in Serbien, Georgien und Kirgisien ihre Gesinnungsgenossen stürzen halfen. Während der Olympischen Spiele von 2008 soll niemand sich in Illusionen wiegen, die Herrschaft der Partei unter dem Schutze der Weltaufmerksamkeit in Frage stellen zu können, so das Kalkül des Parteichefs.

Versuche zur Reform oder gar der Abschaffung der Laogai hat Hu schon vor Jahresfrist unterbunden. Denn für viele chinesische Juristen sind die stalinistische Brutalität der Zwangsarbeit, die Möglichkeit jedes Milizkommandanten, Bezirksrichters und Ortsparteisekretärs, ohne Verfahren jeden mißliebigen Mitbürger wegen angeblicher Arbeitsscheu bis zu drei Jahre ins Arbeitslager zu schicken – politische Anführer erhalten nach Geheimprozessen 15 bis 20 Jahre – und die mangelnde Produktivität der Zwangsarbeit schon lange ein Dorn im Auge. Doch setzten sich dank Hu einmal mehr die Interessen des Sicherheitsapparates durch. Zu Maos Lebzeiten wurden ähnlich wie im sowjetischen Gulag die Sklavenarbeiter des Laogai (wörtlich: „Besserung durch Arbeit", eine ebenso zynische Variante des „Arbeit macht frei") bei Großprojekten verheizt.

Der kommunistische Straf- und Zwangsarbeitsvollzug geht auch in China von dem Prinzip aus, daß die Gefangenen durch ihre Arbeit für ihren eigenen Unterhalt, die Gehälter und Prämien ihrer Wärter sowie die Betriebskosten der Lager aufkommen müssen. Die Unterdrückung des eigenen Bürgers soll den Staat nichts kosten.

Die Gefängnisbetriebe sind allerdings genauso ineffizient, korrupt und schlecht geführt wie die anderen Staatsbetriebe in China. Ihr Maschinenpark ist veraltet, die Produkte von schlechter Qualität, und die Standorte oft ungünstig gewählt: weit ab von den Rohstoffen und den Absatzmärkten. Die Wärter foltern Häftlinge, die ihre Arbeitsnorm nicht erfüllen, indem sie sie an Wandhaken aufhängen, mit Elektrostöcken quälen und von Kapos verprügeln lassen, oder sie sperren sie in von Ungeziefer wimmelnden Einzelzellen ein. Gelegentlich verbessert die Gefängnisleitung ihr Einkommen, indem sie geeignete Gefangene zur Organentnahme erschießen läßt. Dies wird in einem Bericht des Europäischen Parlaments vom Mai 2006 als gängige Praxis erwähnt. In den überfüllten Anstalten müssen sich zwei Häftlinge oft eine Pritsche teilen. Hepatitis und Tuberkulose grassieren. Doch wird medizinische Betreuung meist verweigert.

Moralische Entrüstung über die massenhaften Menschenrechtsverletzungen mit der größten Zahl an Hinrichtungen und dem größten Netz an Zwangsarbeitslagern der Welt ist sicher wohlfeil. Der Importbann gegen Laogai-Produkte wäre nach Artikel 20 des GATT legal, der die Diskriminierung von Waren aus Gefängnis- und Zwangsarbeit erlaubt. Erwartungsgemäß verhalten sich die chinesischen Behörden in dieser heiklen Frage wenig kooperativ. Dem US-Zoll wird seit 1998 der Zugang zu Laogai-Fabriken verweigert. Die Europäer machen nicht einmal den Versuch. Dabei sollte der westlichen Verhandlungsführer gewärtig sein, daß China mit einem Handelsüberschuß von 80 Milliarden Euro gegenüber der EU die Märkte des Westens mehr braucht als umgekehrt. Da empfiehlt sich die Beweislastumkehr: Der chinesische Exporteur sollte beweisen können, daß sein Produkt zur Gänze nicht von Sträflingsarbeit hergestellt wurde.

Die pharisäische Atom-Moral des Westens

Iran: Wie das Ausland die Mullahs an der Macht hält

Von R. G. KERSCHHOFER

Als der Iran am 11. Februar den Jahrestag der Revolution von 1979 feierte, waren zwar nicht alle 70 Millionen Einwohner mit gleicher Begeisterung dabei. Doch eine große Mehrheit steht der Sache zumindest positiv gegenüber. Und das ist weniger der eigenen Regierung zu verdanken als dem konsequenten „Wirken" der USA.

Neben militärischen und verbalen Drohungen waren es zuletzt zwei Aktionen, welche die Iraner erbitterten: In Bagdad wurde ein iranischer Diplomat entführt, nach weitverbreiteter Meinung im Auftrag der USA. (Eine Besatzungsmacht ist ohnehin für den Schutz von Diplomaten verantwortlich.) Und zwei Wochen davor hatten US-Truppen das iranische Konsulat im kurdischen Erbil gestürmt und die dort tätigen Iraner verschleppt. De jure war das zwar kein Konsulat, weil das irakische Kurdengebiet de jure kein Staat ist. Aber de facto ist es einer, und Erbil ist die Hauptstadt. (Seit Dezember gibt es dorthin sogar Linienflüge der „Austrian Airlines".)

Probleme hat der Iran natürlich zur Genüge. Doch nicht selten steckt hinter Negativ-Meldungen gezielte Desinformation. Schließlich muß die Welt davon überzeugt werden, daß Aktionen gegen den Iran „gerechtfertigt" sind.

> Die Iraner fühlen sich von den USA bedroht

„Selektive" Übersetzungen von Äußerungen iranischer Politiker sind da recht hilfreich.

Irans Hauptproblem – aus dem sich fast alles ableiten läßt – ist die komplizierte Machtstruktur: Parallel zu den staatlichen Institutionen bestehen die Netzwerke der religiösen Führung, der Milizen, der Veteranenverbände und einiger „mächtiger" Familien. Die Regierung kann meist gar nicht autonom handeln, sondern ist auf diese Netzwerke angewiesen. Bei Interessenskonflikten entscheidet in letzter Instanz Ajatollah Chamenei, der höchste geistliche Würdenträger des Landes und Nachfolger von Ajatollah Chomeini.

Auch die Bürger können ihre Anliegen nur durch (zeit-)aufwendiges Bemühen um die „richtigen Leute" durchbringen – ein arger Hemmschuh auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet. Eben deshalb gewann 2005 Mahmud Ahmadinedschad als Hoffnungsträger der kleinen Leute die Präsidentenwahlen. Als „Laie" und ohne Vermögen siegte er gegen den hohen geistlichen Würdenträger und einen der reichsten Iraner, gegen den früheren Präsidenten Rafsandschani.

Doch wegen der realen Machtverhältnisse kann Ahmadinedschad die Erwartungen kaum erfüllen und muß in allen wichtigen Fragen seinen „geistlichen Betreuer" Chamenei einschalten. Da der Präsident in der Atom-Frage die volle Unterstützung der Geistlichkeit und der breiten Öffentlichkeit hat, ist es um so erstaunlicher, daß sich das Ausland ausgerechnet auf den „Populisten Ahmadinedschad" einschießt, der laut Verfassung ohnehin nur der zweite Mann im Staate ist.

Zu den von außen herangetragenen Problemen zählen die systematischen Subversionsversuche seitens der USA und Israels, hauptsächlich vom Irak aus. Erleichtert werden diese Aktionen durch die Existenz ethnischer Minderheiten im Iran, durch Exil-Iraner sowie dadurch, daß die meisten persischen Juden nach Israel emigrierten (darunter Staatspräsident Moshe Katzav) und daß daher genügend Sprach- und Sachkenntnisse verfügbar sind.

> Ahmadinedschad ist von der islamischen Geistlichkeit abhängig

Ein weiteres externes Problem sind die jahrzehntelangen Boykottmaßnahmen der USA, die zur Überalterung der maschinellen Ausrüstung führten, auch bei der Ölförderung.

Wenn heute europäische Spitzenpolitiker zum Schaden ihrer Länder als Handlanger der Regierung Bush agieren und sich zu weitergehenden Boykottmaßnahmen drängen lassen, sollten sie aber bedenken, daß US-Konzerne wie „Motorola", „General Electric", „Baxter" und natürlich „Halliburton" ihre Büros in Teheran haben. Und sie sollten bedenken, wie die jetzige Situation zustande kam:

Es waren die USA, die 1953 mit Großbritannien die nationale, aber weltliche Regierung von Ministerpräsident Mossadegh stürzten und den Schah wieder einsetzten. Nach dem endgültigen Aus für den Schah 1979 waren es wieder primär die USA, die Saddam Hussein 1980 zum Überfall auf den Iran ermunterten und ihn massiv unterstützten. Und nun sorgt das amerikanische und israelische Kesseltreiben dafür, daß der Mullah-Apparat an der Macht bleiben wird – selbst wenn ein Angriff auf den Iran das Land verwüsten sollte.

Die höchst einseitigen moralischen Maßstäbe des Westens in der Atom-Frage liefern obendrein den Islamisten weltweit Munition in ihrem Kampf gegen die „christlichen Kreuzfahrer".

Letzte Hoffnung: Europa

Politische Situation in der Ukraine bleibt labil – Juschtschenko vom russophilen Janukowitsch überflügelt

Von Dietrich Zeitel

Für Viktor Juschtschenko, den Präsidenten der Ukraine, eine der Galionsfiguren der „Orangen Revolution" des Jahres 2004, wird die Luft immer dünner. Am 30. Januar trat sein letzter Verbündeter, nämlich der als entschieden prowestlich geltende Außenminister Boris Tarasjuk, zurück. Dem voraus ging ein monatelanges Tauziehen um sein Amt. Motor dieses Rücktritts war vor allem der prorussische Ministerpräsident Viktor Janukowitsch, der als erklärter Gegner von Juschtschenko gilt. Tarasjuk stand wie Juschtschenko für eine Annäherung der Ukraine an die Europäische Union und die Nato. Nichtsdestoweniger versucht Juschtschenko weiter, die Westintegration quasi im Alleingang voranzutreiben. So erklärte Juschtschenko am Rande der Münchner Sicherheitskonferenz am letzten Wochenende, daß sich die Ukraine um eine möglichst baldige EU- und Nato-Integration bemühen wolle. Und auf einer Pressekonferenz in Berlin unterstrich er: „Unser Ziel ist die Vollmitgliedschaft in der EU."

Das dürfte Juschtschenkos schärfster Konkurrent, Premierminister Janukowitsch, ganz anders sehen. Er gilt inzwischen als mächtigster Mann der Ukraine, und sein Wort hat deutlich mehr Gewicht als das von Juschtschenko. Dessen Ankündigungen stoßen derzeit selbst in der EU auf keine übermäßige Begeisterung. Die Ukraine, die flächenmäßig größer und so bevölkerungsstark wie Frankreich ist, gilt politisch als „kompliziert". Juschtschenkos Visionen fallen überdies in eine Zeit, in der die Stimmung stark gegen die Aufnahme weiterer Staaten in die EU gerichtet ist.

Janukowitsch führt seit seinem Amtsantritt im letzten Jahr eine Art Kalten Krieg gegen den Präsidenten und die Opposition, die von der schillernden Julia Timoschenko, der „zierlichen Frau mit dem großen Mundwerk" („Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung"), angeführt wird. Ziel ist vor allem, die Machtbefugnisse des Präsidenten zurückzuschneiden. Janukowitsch will Einfluß auf die seit 1993 geltenden Grundsätze und Richtlinien für die Außen- und Sicherheitspolitik bekommen. Seinen Vorstellungen gemäß soll die Werchowna Rada, das ukrainische Parlament, die Befugnis erhalten, diese Richtlinien abzuändern.

Dabei kommen Janukowitsch vor allem seine guten Beziehungen zu Putin zugute. Er konnte einen Lieferpreis für russisches Erdgas vereinbaren, der deutlich unter dem liegt, was Polen oder andere EU-Staaten bezahlen müssen. Putin hat darüber hinaus zugesagt, auch eventuelle Lieferausfälle auszugleichen, die aus der Entwicklung in Turkmenistan resultieren könnten. Damit scheint die Energieversorgung der Ukraine auf absehbare Zeit gesichert, was die Position von Janukowitsch nicht unerheblich gestärkt haben dürfte. Wie lange dieser Energiefrieden anhält, ist allerdings unklar. Rußland arbeitet derzeit an einer neuen Energiestrategie, die auf eine Diversifizierung der Lieferwege abzielt. Diese Strategie hat zum Ziel, die Hauptpartner direkt zu beliefern. Die Ukraine, Polen, die Slowakei und Weißrußland werden, wie es der weißrussische Wirtschaftsexperte Leonid Saiko gegenüber „RIA Novosti" ausdrückte, mehr und mehr als „überflüssige Kettenglieder" gesehen, die „nur Sorgen" bereiteten.

Sorgen muß Juschtschenko vor allem die jüngste Gesetzesinitiative seines Gegners Janukowitsch bereiten, die der Präsident erst im letzten Moment wegen eines Formfehlers an die Rada zurückverweisen konnte. Inhalt dieser Initiative ist die Beschneidung der Vollmachten des Staatsoberhauptes zugunsten der Regierung. Juschtschenko konnte sich für den Moment Luft verschaffen, mehr aber auch nicht. Janukowitsch gelang es überdies, Julia Timoschenko miteinzuspannen. Daß es soweit kommen konnte, liegt vor allem an den Widersprüchen in der Opposition selbst. Der Graben zwischen den einst kooperierenden Parteien von Timoschenko und Juschtschenko hat sich mehr und mehr vertieft. Die Präsidentenpartei „Unsere Ukraine" will unter allen Umständen einen weiteren Machtverlust des Präsidenten verhindern. Deshalb will sie zum Beispiel die Verfassungsreform von 2004, mit der der Weg von der Präsidialrepublik zur parlamentarischen Regierungsform geebnet wurde, in Teilen wieder aufheben. Timoschenko will dem aber nur zustimmen, wenn Neuwahlen angesetzt werden. Die Präsidentenpartei weigert sich wohl vor allem aufgrund der sinkenden Popularität Juschtschenkos. Die Zwistigkeiten in der Opposition haben direkte Folgen für den Präsidenten: Es gelang ihm nicht, per Veto in den letzten Wochen wichtige Gesetzesvorhaben der Regierungsparteien zu stoppen, weil diese von Teilen der Opposition unterstützt wurden. Vor diesem Hintergrund erscheint es zweifelhaft, daß es Juschtschenko gelingen könnte, Janukowitschs Vorstöße zur Beschneidung der Befugnisse des Präsidentenamtes auf Dauer abzuweisen.



„Überflüssige Kettenglieder": Ukraine unter Juschtschenko (l.) macht Putin zu viel Ärger. Foto: pa

MELDUNGEN

Kreml wieder dialogbereit

Moskau – Die Blockade Rußlands gegenüber dem südlichen Nachbarstaat Georgien hat nach Ansicht des Kreml nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Moskau hatte gehofft, daß aus seiner Sicht aufmüpfige Land durch zahlreiche Blockaden gefügiger machen und die Absetzung des georgischen Regierungschefs Michail Saakaschwili erzwingen zu können. Der Kreml kappte Ende Oktober 2006 alle Verbindungen zu dem Kaukasus-Staat, zog seinen Botschafter aus Tiflis ab, sperrte Straßen, stellte Zahlungs-, Luft- und Seeverkehr ein, beendete die Zustellung von Briefen, verhängte ein Importverbot gegen georgischen Wein und verbot Georgiern die Einreise. Besonderes die beiden letztengenannten Verbote trafen die Georgier sehr, da Wein wichtiges Exportgut ist und viele Einheimische in Rußland als Gastarbeiter ihr Geld verdienen. Inzwischen hat der Kreml erkannt, daß seine Maßnahmen, die Georgier näher an Saakaschwili gebunden haben, die antirussische Stimmung zugenommen hat und Georgien andere Wirtschaftspartner aufgetan hat. Nun zeigte sich Moskau dialogbereit und schickte seinen Botschafter nach Tiflis zurück.

Frei gekauft

Peking – Offenbar hat sich Nordkorea bereit erklärt, seine Atomtests einzustellen und Atomanlagen stillzulegen, wenn es dafür umfassende Energielieferungen sowie zwei Millionen Tonnen Öl erhält. Somit kostet der Atomverzicht Nordkoreas Verhandlungspartner China, die USA, Rußland, Japan und Südkorea in etwa 1,5 Milliarden US-Dollar jährlich.

Erstmals Qual der Wahl

Aschachabat – Erstmals haben die Bürger Turkmenistans bei der Wahl ihres Präsidenten die Möglichkeit zwischen mehreren Kandidaten zu entscheiden, die allerdings alle der einzigen im Land zugelassenen Partei, der der Postkommunisten, angehören.

Die Erde bebt in Polen

Regierung in der Dauerkrise – Deutsche Verlage angegriffen

Von Klaus Apfelbaum

Die polnische Regierung droht in internen Streitereien unterzugehen – während sich die beiden kleinen Koalitionspartner nach den erst kürzlich überstandenen Regierungskrisen wieder konsolidieren können, liegt jetzt die Partei „Recht und Gerechtigkeit" (PiS) der Zwillingsbrüder Lech und Jaroslaw Kaczynski im Zentrum des Bebens.

Auf dem vorläufigen Höhepunkt der Regierungskrise hatte Innenminister Ludwik Dorn „wegen Meinungsverschiedenheiten" sein Amt abgegeben. Dorn war für die Kaczynskis ein Weggefährte der ersten Stunde und gehörte der national-konservativen Regierung seit ihrer Wahl im Oktober 2005 an.

Seither hat die Koalition zwei Ministerpräsidenten, fünf Finanzminister, zwei Schatzminister und zwei Außenminister verschlissen. Jetzt wurde mit Aleksander Szczyglo Verteidigungsminister Nummer zwei berufen; auch das Innenministerium wird neu besetzt – das ist europäisches Spitzenchaos.

Auch in der Kommunalpolitik richtet die polnische Regierung ein Durcheinander an und will unliebsame Abstimmungsergebnisse vom letzten November revidieren. 174 Bürgermeister und Stadträte, darunter die Warschauer Oberbürgermeisterin und prominente Kaczynski-Kritikerin Hanna Gronkiewicz-Waltz, müssen sich wohl Neuwahlen stellen. Die Regierung verweist auf eine Bestimmung des Antikorruptionsgesetzes, nach der Kommunalpolitiker ihre wirtschaftlichen Verflechtungen offenlegen müssen. Auch Gronkiewicz-Waltz hatte vor den Wahlen die Erklärung abgegeben, allerdings die Frist um zwei Tage überzogen.

Europäisches Spitzenchaos

Begleitet wird das innenpolitische Desaster nach schon gewohntem Muster von einer antideutschen Kampagne. Ministerpräsident Kaczynski fand einen Vergleich seiner Person mit dem russischen Präsidenten Putin in „Newsweek Polska" so wenig schmeichelhaft, daß er den Einfluß deutscher Verlage eindämmen will.

Der polnische Medienmarkt ist europäisch-international ausgerichtet, der „Springer"-Verlag gibt neben „Newsweek" noch weitere Zeitungen heraus. Doch „Springer"-Vorstandschef Mathias Döpfner blieb gelassen, er verlange von seinen Journalisten keine Bekenntnisse, „nur Professionalität".

Jaroslaw Kaczynsi nutzt für seine antideutschen Attacken gern die Tageszeitung „Dziennik". Zuletzt hatte er in der Zeitung Deutschland beschuldigt, das Verhältnis zu Polen zu belasten, wegen der Eigentumsansprüche „auf ein Drittel des polnischen Staatsgebietes". „Dziennik"-Herausgeber Döpfner nimmt es professionell gelassen.

Der Fall Chodorkowskij

Neue Anklage wegen »Veruntreuung« und »Geldwäsche«

Von M. Rosenthal-Kappi

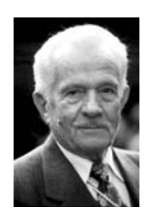
Der skandalumwitterte und im Westen mit Skepsis beobachtete „Fall Chodorkowskij" geht in eine neue Runde. Die Staatsanwaltschaft in Moskau erhob gegen den seit 2003 inhaftierten früheren Ölmagnaten Michail Chodorkowskij und dessen Teilhaber Platon Lebedew Anklage wegen „Veruntreuung" und „Geldwäsche". 2005 wurden beide bereits wegen Steuerhinterziehung und Betrugs zu acht Jahren verurteilt und verbüßen seitdem ihre Haft im Straflager Krasnokamensk nahe der chinesischen Grenze. Nach der neuen Anklage sollen die Ex-„Jukos"-Chefs insgesamt rund 25 Milliarden Dollar veruntreut und mindestens zehn Milliarden über Wohltätigkeitsfonds gewaschen haben.

Dem seit 2003 inhaftierten, einst reichsten Mann Rußlands drohen weitere 25 Jahre Haft. Der Vorwurf der „Geldwäsche" richtet sich vornehmlich gegen die Gründung von Tochtergesellschaften, die in steuerbegünstigten Regionen Rußlands (wie Mordowien) registriert wurden. Über diese soll „Jukos" Öl zu niedrigen Preisen eingekauft und dann zu Marktpreisen weiterverkauft haben. Diese Praxis der Steuerersparnis nutzten jedoch auch dem Staat nahestehende Firmen wie „Rosneft".

Angst vor Kandidatur des Milliardärs

Chodorkowskijs Anwalt Jurij Schmidt wies die Anschuldigungen als völlig absurd zurück. Eine Summe von 25 Milliarden Dollar könne von niemandem, nirgends und niemals entwenden werden, erklärte er gegenüber der Presse. Einen solchen Gewinn habe die Firma „Jukos" erst gar nicht abgeworfen. Chodorkowskij selbst ist erst zu Aussagen bereit, wenn er nach Moskau überführt wird, wo ihm der Prozeß gemacht wird. Nicht nur Chodorkowskijs Anwalt und der Angeklagte selbst sind davon überzeugt, daß der Prozeß politisch motiviert ist. Nach russischem Gesetz könnte Chodorkowskij nämlich in diesem Jahr, nachdem er die Strafe zur Hälfte abgesessen hat, vorzeitig entlassen werden. Genau dies scheinen hochrangige Kremlbeamte jedoch unbedingt verhindern zu wollen. Mindestens bis zu den Präsidentschaftswahlen 2008 soll Chodorkowskij, der 2003 Ambitionen auf das Präsidentschaftsamt hegte und damit Putin gegen sich aufbrachte, in Haft bleiben, um die Nachfolge des Präsidenten nicht zu gefährden. Es gibt auch Anzeichen dafür, daß die Moskauer Staatsanwaltschaft mittels der neuen Anklage versucht, Zugriff auf die ausländischen Konten von „Jukos" zu erhalten. Der Kreml vermutet, daß Chodorkowskij zehn Milliarden Dollar ins Ausland transferiert hat.

»Moment mal!«



Kaffeefahrt nach Afghanistan?

Von Klaus Rainer Röhl

Kürzlich hörte ich einen Bundeswehr-Offizier sagen, der Einsatz der deutschen Aufklärungs-Flugzeuge sei bedenklich, denn die „Tornados“ könnten von den Taliban abgeschossen werden und dabei könnten die deutschen Bundeswehrpiloten „gefährdet“ sein. Was er meinte, aber nicht aussprechen mochte, ist: Die Soldaten könnten verwundet werden oder sogar sterben.

Allerdings! Der Gegner schießt neuerdings zurück. Die Zeiten sind vorbei, wo man, bei totaler Luftherrschaft, gefahrlos Bomben aus großer Höhe auf strategische Ziele und die neben ihnen liegenden Wohngebiete abwerfen und Tausende unbeteiligte Zivilisten, Frauen und Kinder töten konnte wie noch zuletzt im Kosovokrieg gegen Serbien. Kollateralschäden nannte man das, nicht Bombenterror. Mit Recht. Dieser Titel bleibt den alliierten Bomberkommandos des Zweiten Weltkriegs vorbehalten, die gezielt die Wohnviertel aller deutschen Großstädte ausradierten, mit Hunderttausenden von Toten, Frauen und Kinder die meisten. Ein nennenswertes Risiko bestand ab Mitte 1944 nicht mehr. Die meisten Verluste erlitten die Bomberkommandos durch mangelhafte Wartung, Zusammenstöße mit eigenen Maschinen und schlechte Wetterbedingungen.

Lang ist es her. Deutsche Präzisions-Flugzeuge, auf dem höchsten Stand der modernen Technik, gehören heute zu den Streitkräften der Nato. Gleichberechtigt, aber nicht gleich verpflichtet. Im Kosovo-Krieg wegen der Bedenken der grün-roten Mehrheit und auch wegen gefühlter Bedenken der Jugoslawen gegen den ersten Bombenangriff auf Belgrad nach 1941. Der Bundestag billigte gegen die Stimme von Hans-Christian Ströbele den Krieg, aber nicht den Kampfeinsatz. Ströbele blieb sauber, aber die anderen Grünen stimmten zu. Das war der Sündenfall. Seitdem war es nie wieder so schön wie einst, grün zu sein. Das störte die Abgeordneten aber nicht, ebensowenig wie ihre Kollegen Pazifisten von der SPD-Linken. Man erkannte auf Sachzwänge und niemand trat zurück, auch Ströbele nicht. Die deutschen Piloten flogen ja nur Luftaufklärung. Damals, beim Luftkrieg gegen Rest-Jugoslawien, waren sie schon mit von der Partie. Start und Landung erfolgten, wie bei den Bomberkommandos, mit denen sie zusammenarbeiteten, von sicheren Flughäfen oder Flugzeugträgern aus.

In Afghanistan ist das anders. Start und Landung erfolgen sozusagen im Feindesland. Der Feind ist überall, es herrscht Guerilla-Krieg. Kleinkrieg, mit List und Tücke aus dem Hinterhalt. Erfunden den eigentlich schon von Armin dem Cherusker im Kampf gegen römische Besatzer, erhielt er seinen Namen von den spanischen Partisanen, die ab 1806 gegen den Diktator Napoleon und seine Besatzungstruppen kämpften.

> »Amis, raus aus Afghanistan«

Der Bundestag hat schon entschieden, gegen den Abgeordneten Ströbele, aber mit Mehrheit für den „Tornado“-Einsatz.

Wofür sollen wir uns entscheiden, auf wessen Seite sind wir? Sind die Amerikaner die Besatzer und das afghanische Volk steht im Freiheitskampf gegen die Unterdrücker?

Sollen wir nun wieder rufen wie einst die 68er: „Bürger runter vom Balkon, unterstützt den Vietcong?“ „Amis, raus aus Vietnam?“ Hinterher ist man immer klüger. Heute wissen wir, daß der Vietcong eine straff gelenkte militante Kommunisten-Minderheit war, die nun, 20 Jahre nach dem Abzug der Amerikaner für ihre marode Wirtschaft dringend amerikanische Kredite und Touristen braucht. Amis, rein nach Vietnam.

Was sagen die Berliner Experten zum Einsatz der deutschen Aufklärungsflugzeuge? „Keine Kaffeefahrt“ sei der „Tornado“-Einsatz in Afghanistan, warnte der Wehrbeauftragte Reinhold Robbe (SPD), und der Chef des Bundeswehrverbandes, Gertz, sprach von einem „kalkulierbaren Risiko“. Nicht größer als beim Einsetzen eines Herzkatheters durch die Hauptschlagader. Ein Prozent Exitus. Ex, wie tot. Restrisiko!

Die straff geführten und von mittelalterlichen Clanchefs und Mohnbauern unterstützten Taliban-Krieger (Durchschnittsalter 16 Jahre) haben viele Tausende dieser tragbarer Mini-Raketen gekauft. „Manpads“ nennt die Militärsprache diese chinesische Weiterentwicklung der deutschen Panzerfaust, die, wie wir wissen, selbst von Kindern zu handhaben war. Manpads für „Man Portable Air Defense Systems“ (tragbare Luftabwehrsysteme). David gegen Goliath, mit 2000 Schleudern bewaffnet. Der internationale Waffenmarkt bietet alle Varianten an. Geld spielt keine Rolle, die Mohnbauern und ihre Hintermänner zahlen gut, Afghanistan hält 90 Prozent der Heroin-Produktion der Welt. 3000 Meter ist die Reichweite der Miniraketen, aber nur bei Start und Landung ist der „Tornado“ zu knacken. Einmal durch seine zwei Düsentriebwerke auf seine Höchstgeschwindigkeit von 2300 Stundenkilometern angeschoben, werden die langsamen Manpads zu nutzlosen Kinderspielzeugen. Der „Tornado“ ist eine Kampfmaschine, wie man sie bis 1980 nur aus Science-fiction-Filmen kannte, bewaffnet mit Luft-Luft-Raketen, 27-Milimeter-Bordkanonen, Täuschkörpern und Störsendern, vor allem aber mit Wärmebild-Kameras mit digitaler Bild-Aufzeichnung, die bereits während des Fluges weitergegeben werden kann. Noch während er in der Luft ist, können die ausgemachten Ziele von den modernen US-Raketen in Feuer und Asche verwandelt werden, auch wenn es sich nur um eine Schafherde oder eine Kamelkarawane handelt, in deren Mitte Bin Laden auf seiner Tragbahre vermutet wird. Peng! Und weg ist die Karawane.

Bald im Einsatz gegen die Taliban: „Tornados“ der Bundeswehr Foto: ddp

Die Begründung für den Einsatz der Deutschen an der unübersichtlichen Front der Wüsten- und Berglandschaft ist die Ankündigung der Taliban, demnächst mit 2000 Selbstmordattentätern (auch da wird orientalisch nach oben abgerundet) eine Frühjahrsoffensive zu starten. Wie aber sollen unsere, mit deutscher hochauflösender Fototechnik und „Zeiss“-Linsen ausgerüsteten „Tornados“ die 2000 Selbstmord-Attentäter finden, woran erkennt man die? Scheint ziemlich sinnlos, der Einsatz.

Ob wir also in den Ruf einstimmen sollen: Amis, raus aus Afghanistan! Da wäre ich vorsichtig, denn das sagt auch der Grünen-Abgeordnete Hans-Christian Ströbele. Und der sagt mit großer Sicherheit immer das Falsche.

Was waren die Taliban, was sind sie noch? Die menschenfeindlichste Sekte, die der Islam überhaupt hervorgebracht hat an der Regierung eines Riesenlandes. Der Schrecken, der dort herrschte, übertraf jeden Horrorfilm bei weitem. Hier hatten die Selbstmordattentäter ihre Auffanglager, hier wurden, in der Ruhe und Abgeschiedenheit, die nur ein totalitäres Staatsgebilde bieten kann, die Pläne für den ersten Großangriff gegen die westliche Zivilisation vorbereitet, mit beiläufig – man vergißt es immer – 3000 toten Büroangestellten und zirka 500 Flugzeuginsassen, die den wahnsinnigen Selbstmord-Attentätern viele Stunden ausgeliefert waren, bevor sie endlich sterben durften. Dieser sichere Auffangraum ist durch die Vertreibung der Taliban und ihrer Anhänger an die pakistanische Grenze empfindlich gestört worden.

> Was wird dann mit den Frauen dort?

Wir sind doch nicht blöd: Nicht die Besetzung Afghanistans löste den Terror aus, sondern sie verhinderte erst einmal Großaktionen vom Schlage des 11. September. Die auf sich gestellten und aus dem Internet künstlich ernährten Terror-Zellen sind für eine entschlossene Geheimdienstabwehr, wie in England gezeigt, leichter auszumachen und zu isolieren als in Afghanistan.

Es stimmt, daß die Amerikaner selber im Krieg gegen die Weltmacht Sowjetunion die Taliban unterstützt, ausgerüstet und eingesetzt haben. Schlimm genug. Ja, es war unverantwortlich, Bin Laden zu bewaffnen, der später der ganzen Welt den Krieg erklärt hat. Das war ein Fehler. Aber das darf doch nicht heißen, daß man noch einen zweiten Fehler machen muß, seiner Reorganisation ruhig zuzusehen. Wir können die Geschichte nicht wieder rückwärts schreiben. „Amis, raus aus Afghanistan!“ heißt ja nicht anderes als: Taliban rein nach Afghanistan! Wollen wir das ernsthaft? Die Frauen weiterhin beschneiden und sie zwingen, die Burka zu tragen, diesen tragbaren Kerker mit schmalem Sehschlitz? Wieder die Berufstätigkeit und Schulbildung der Frauen verbieten, die Universitäten und Oberschulen wieder schließen, die frühmittelalterlichen Folterstrafen der „Scharia“ wieder einführen?

Das afghanische Volk, zerrissen in seine Stämme und Clans, aber seit unendliche langer Zeit ein Staatswesen mit einer gemeinsamen Geschichte und Tradition und einer erkennbaren Eigenständigkeit, war nach 2000 Jahren gerade soweit, den Anschluß an die Zivilisation und die Völkerfamilie zu finden. 1964 wurde das allgemeine Wahlrecht eingeführt und ein Parlament geschaffen. Bis 1973 gab es unter einem, zwar von Stammensfürsten und Clans gewählten, König ein halbwegs intaktes Staatswesen, das mit der Welt Handel trieb und einen bescheidenen Tourismus aufbaute. Für dieses große Land und sein stolzes Volk der indoeuropäischen Pachtunen, von dem schon Alexander der Große mit großer Hochachtung sprach, dürfen wir schon mal ein Restrisiko riskieren. In dem von Deutschen verwalteten Norden sollten wir uns auf Tugenden besinnen, die uns besser anstehen, als Bombenziele auszukundschaften. Zum Beispiel die Arbeit von Rupert Neudeck und seinen Grünhelmen stärker zu unterstützen.

Allein in der Provinz Herat haben die Grünhelme 19 Schulen gebaut, Spielplätze für herumlungernde Kinder errichtet.

Doch das Land braucht tausend Schulen und Spielplätze und Polykliniken und deutsche Ärzte und Medizinstudenten, die ihre Hilfe anbieten. Den Transport besorgt sicher gern die Bundeswehr.

Heilige Anna auf Museumsinsel

Das »Bode-Museum« stellt ein Meisterwerk Tilmann Riemenschneiders als Neuerwerbung vor

Von Silke Osman

Als im Oktober vergangenen Jahres auf der Museumsinsel in Berlin das „Bode-Museum“ wieder eröffnet werden konnte, da wurde vielen Kunstfreunden erst bewußt, welch ein Reichtum an Skulpturen dort versammelt ist. Allein der dem Holzschnitzer und Bildhauer Tilmann Riemenschneider (um 1460–1531) gewidmete Saal, der zu den schönsten des Museums gehört, ist mit der exquisiten Auswahl der Werke und ihrer Präsentation atemberaubend. Die Berliner Sammlung gehört neben der im „Mainfränkischen Museum Würzburg“ und der des „Bayerischen Nationalmuseums München“ weltweit zu den wichtigsten des spätgotischen Bildhauers. Zu sehen sind in Berlin unter anderem die „Vier Evangelisten“ des Magdalenenaltars aus Münnerstadt, der heilige Matthias und die Muttergottes aus Tauberbischofsheim, einst noch von Wilhelm v. Bode erworben.

Daß diese qualitätvolle Sammlung nochmals zu toppen ist, hat selbst den Präsidenten der „Stiftung Preußischer Kulturbesitz“, Klaus-Dieter Lehmann, noch in Erstaunen versetzt. Mit finanzieller Unterstützung der „Kulturstiftung der Länder“, der „Ernst von Siemens Kunststiftung München“ und der „Deutschen Bank“ ist es den „Staatlichen Museen zu Berlin“ jetzt gelungen, eine eigenhändige Arbeit Riemenschneiders aus Privatbesitz zu erwerben. Die in Lindenholz geschnitzte Gruppe der heiligen Anna mit ihren drei Ehemännern Joachim, Kleophas und Salomas ist 115 Zentimeter hoch und war vermutlich nicht farbig bemalt. „Das Besondere an diesem Werk“, so der Riemenschneiderexperte und ehemalige Vizedirektor der Berliner Skulpturensammlung Hartmut Krohm, „ist nicht nur, daß im Vorfeld der Reformation bereits bewußt auf die farbige Fassung verzichtet wurde, sondern auch die inhaltliche Umdeutung, die Riemenschneider vornimmt.“ Der Legende nach war Anna, die Mutter der Jungfrau Maria, nach Joachim noch mit zwei anderen Männern verheiratet. Riemenschneider führt sie mit seiner Darstellung aus der Welt der Legenden heraus und zeigt sie als würdevolle Herren, die Zeugen der Menschwerdung Christi sind. Die „Heilige Anna“ entstand um 1505 / 06 und stammt wahrscheinlich aus der Marienkapelle am Milchmarkt in Rothenburg ob der Tauber, die bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts abgerissen wurde. Zwei weitere Fragmente befinden sich im „Victoria and Albert Museum“ in London und im „Württembergischen Landesmuseum“ in Stuttgart. Im Rahmen eines Festaktes wird die Neuerwerbung nun erstmals am 19. Februar präsentiert und einen Tag später für die Öffentlichkeit freigegeben.

> Die Präsentation der Werke ist atemberaubend

Tilmann Riemenschneider – den Namen kennt der Kunstfreund gemeinhin. Über das Leben des Mannes, der so wundervolle Figuren mit ausdrucksstarken Gesichtern aus sprödem Holz zu schnitzen wußte, weiß man jedoch meist nicht allzu viel. Geboren wurde er um 1460 im thüringischen Heiligenstadt als Sohn eines Münzmeisters. Als Tilmann fünf Jahre alt war, zog die Familie in den Harz nach Osterode. Vermutlich in Straßburg und in Ulm erlernte er das Bildhauer- und Bildschnitzerhandwerk. Später begab er sich als Geselle auf Wanderschaft, die ihn erstmals nach Würzburg führte, aber auch nach Schwaben und an den Oberrhein, wo er Martin Schongauer kennenlernte, der seine Arbeit prägen sollte. 1483 schließlich wurde er als Malerknecht in die Zunft der Maler, Bildhauer und Glaser aufgenommen. Nachdem er die Witwe eines Goldschmiedemeisters geheiratet hatte, kam auch er zu Meisterehren. Riemenschneider heiratete viermal und entwickelte viel Geschäftssinn aber auch Kunstfertigkeit. Er war bald ein geachteter Bürger Würzburgs und von 1520 bis 1524 sogar Bürgermeister der Stadt. Er besaß mehrere Häuser, Weinberge und eine gut gehende Werkstatt. Im Deutschen Bauernkrieg (1524–1526) unterstützte er die Bauern gegen den Landadel und wurde auf der Feste Marienberg festgesetzt und wohl auch gefoltert. Der Legende nach sollen ihm beide Hände gebrochen worden sein und er nachher nie mehr habe arbeiten können. Teile seines Vermögens wurden eingezogen. Der offensichtlich gebrochene Mann führte nach seiner Entlassung bis zu seinem Tod am 7. Juli 1531 ein zurückgezogenes Leben. Der Künstler Tilmann Riemenschneider geriet alsbald in Vergessenheit. Erst als 1822 seine Grabplatte wieder aufgefunden wurde, erinnerte man sich seiner.

Das Bode-Museum ist dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, donnerstags bis 22 Uhr geöffnet.



Tilmann Riemenschneider: Bildnis der heiligen Anna mit ihren drei Ehemännern (Lindenholz, um 1510) Foto: Bode-Museum

Sakrale Bauten am Denkmaltag

Bis zum 31. Mai können historische Bau- und Bodendenkmäler zum diesjährigen „Tag des offenen Denkmals“ am 9. September angemeldet werden. Dazu ruft die „Deutsche Stiftung Denkmalschutz“ als bundesweite Koordinatorin auf. Ab sofort ist es wieder möglich, historische Bauten bei der Stiftung zur Teilnahme am Denkmaltag zu melden und kostenlos Plakate und Werbematerialien zur Gestaltung des Tages zu bestellen. Meldeunterlagen können bei der „Deutschen Stiftung Denkmalschutz“ angefordert werden. Im Internet können Interessenten ab Sommer dann alle geöffneten Denkmäler abrufen.

Im Mittelpunkt des diesjährigen „Tags des offenen Denkmals“ stehen Sakralbauten. Das bundesweite Schwerpunktthema „Orte der Einkehr und des Gebets – Historische Sakralbauten“ bietet wieder viele Möglichkeiten, historische Bauten und Bodendenkmäler unter neuen Gesichtspunkten zu präsentieren.

Neben Kirchen, Klöstern oder Synagogen, die heute noch zu Gottesdiensten zugänglich sind, sollen auch Kulturdenkmäler gezeigt werden, deren Bezug zum Thema etwas weiter gefaßt ist: Wegekreuze, archäologische Ausgrabungen von Stätten mit kultisch-religiösem Hintergrund, Denkmäler entlang von Pilgerwegen, Spitäler, Schulen, Stifte, die auf kirchliche Gründer und Erbauer zurückgehen. Aber auch alle anderen Denkmäler – vom alten Dampfschiff bis zur Jugendstilvilla – können den Denkmaltag am zweiten Sonntag im September bereichern. Im vergangenen Jahr waren es rund 4,5 Millionen Besucher in über 7000 Denkmälern, eine neue Rekordzahl. *pm*

Weitere Informationen zur bundesweiten Aktion sind erhältlich bei „Deutsche Stiftung Denkmalschutz“, Koblenzer Straße 75, 53177 Bonn, Fax (02 28) 3 90 63 43, E-Mail toffd@denkmalschutz.de, oder im Internet unter www.tag-des-offenen-denkmals.de.

Seminare zum Denkmalschutz

Denkmale zu erhalten, zu restaurieren und zu pflegen verlangt von allen in der Denkmalpflege Beteiligten großes Wissen. Dies in Seminaren zu vermitteln ist Aufgabe der „Denkmal Akademie“. Aber auch ein generelles Interesse an Kultur und Kunst zu wecken ist eine Intention der auf Initiative der „Deutschen Stiftung Denkmalschutz“ gegründeten Akademie. Vielseitig und breit gefächert ist das Seminarangebot für Denkmaleigentümer, Denkmalnutzer, Bauherren und interessierte Laien. Einen Schwerpunkt dabei nimmt vor allem die Informationsvermittlung für Bauherren ein. Sie sollen generell eigenständig an einem Nutzungskonzept für ihr Denkmal beziehungsweise ihr Gebäude mitarbeiten. Dabei richten sich die Seminare neben den vorwiegend privaten Bauherren auch an Mitarbeiter der Kirchenbauämter und Staatsbauämter, Architekten sowie Studenten. Einen großen Raum nehmen die kunstgeschichtlichen Seminare ein. Aber auch verwandte Bereiche wie Gartendenkmalpflege oder Städtebau werden in dem Jahresprogramm bedacht. Diese Seminarreihe ist vorwiegend für Laien konzipiert, die einen Einblick in die Bauhistorie gewinnen wollen. *da*

Informationen über das Jahresprogramm im Internet unter www.denkmalakademie.de.

Unerschrockene Männer

Polnischer Wissenschaftler würdigt Hans Lipinsky-Gotterdorf

Von R. Fiedler-Winter

Das Wichtigste beim schreibenden Geschäft ist der Papierkorb“, soll Hans Lipinsky-Gottersdorf, der oberschlesische Schriftsteller, einmal gesagt haben. So berichtete es zumindest seine inzwischen ebenfalls verstorbene Frau Minne, die 1993 noch den zweiten Band seiner bedeutendsten Arbeit „Prosna-Preußen“ zusammengestellt hat. Erschienen ist er im Bergstadtverlag Würzburg, wo auch Band 1 dieses historischen Romans sowie weitere Prosabände des Autors verlegt wurden.

Minne Lipinsky ergänzt in ihrem Vorwort zu den „Prosna-Preussen II“: „Er hat nichts zurückgelassen, was seinem Anspruch an die eigene Prosa nicht genügte.“ Deshalb sei auch der zweite Band der „Prosna-Preußen“ als Epos deutsch-polnischer Geschichte unvollendet geblieben. Lipinskys Texte werden in diesem Zusammenhang als Dokumente für „die Würde der Vergeblichkeit“ bezeichnet. Ein großes Wort, ist Hans Lipinsky-Gottersdorf doch dafür bekannt geworden, daß er stets für seine Überzeugungen einstand, ohne Rücksicht auf den Zeitgeist und auch ohne Rücksicht auf Verluste, womit er sich reichlich Gegner heranbildete.

Sowohl Lipinskys Format als auch seine Widersprüchlichkeit sind jetzt sogar wissenschaftlich bestätigt worden. Professor Wojciech Kunicki, der an der Breslauer Universität Literaturgeschichte lehrt, legte im Neisse-Verlag Dresden eine souveräne und detaillierte Arbeit über Hans Lipinsky-Gottersdorfs Leben und Werk vor, wie sie selten über einen Schriftsteller zu Papier gebracht wurde. Der Autor vermerkt historische Tatsachen nüchtern und klar und attestiert dem Verfasser der „Prosna Preußen“: „Lipinsky-Gottersdorf beabsichtigte einen Roman zu schreiben, der die geschichtlichen Ursachen des oberschlesischen Bruderkampfes, fern von jeglicher ideologisierten oder politisch motivierten Rhetorik der Schuld zeigt.“

Hans Lipinsky, 1920 in Leschnitz am Annaberg geboren, war ein Einzelgänger. Er galt auch seinen Freunden immer als „Landwirt aus dem Osten“ mit Vorfahren, die bis ins 16. Jahrhundert nachweisbar sind. 1930 fiel die „Erbscholtisei Gottersdorf“ an den Vater des Dichters. Er wurde Soldat an der Ostfront, war mehr als zwei Jahre in Kriegsgefangenschaft und geriet Ende der 1940er nach Köln, wo er als Gleisbauer und Kranführer gearbeitet und später auch seine Frau, eine Kölner Bibliothekarin, kennengelernt hat. Er begann zu schreiben und stellte seine Texte einer breiteren Öffentlichkeit vor. Angesehene Verlage interessierten sich für den Verfasser der „Wanderung im dunklen Wind“, von „Finsternis über den Wassern“ oder „Wenn es Herbst wird“. Lipinsky-Gottersdorf erhielt zahlreiche Preise, hielt Vorträge, lernte viele der damals oft gedruckten Schriftsteller kennen wie Johannes Weidenheim, Günter Bleisch, Johann Christoph Hampe oder Dagmar von Mutius.

Im Schriftstellerleben Lipinskys machten sich aber gleichzeitig auch politische Stürme bemerkbar, die ihn schwer gebeutelt und hin und her geworfen haben, zumal seinem persönlichen Temperament jede Form von Diplomatie fern lag. Er war links, wenn der Zeitgeist nach rechts tendierte, und rechts, wenn der Wind von links blies. Eine böige Wetterlage, welche die Verbreitung seines Werkes kaum unterstützt haben dürfte, zumal er auch in Zeiten der deutschen Teilung unbekümmert Autor des Mitteldeutschen Verlags in Halle gewesen ist. Übrigens erweist sich auch Kunicki als unerschrockener Historiker, der den Einfluß dieser Turbulenzen auf Lipinskys Arbeit erstmals dezidiert nachgeht. Der Dichter starb 1991. Aber sein Werk lebt, und dazu trägt der polnische Wissenschaftler Wojciech Kunicki, der erst geboren wurde, als die von ihm dokumentierten Meinungs- und Interpretations-Gefechte des Hans Lipinsky begannen, ganz entscheidend bei.

Magische Orte

Bahnhöfe im Werk berühmter Literaten

Zwei Männer und ein Bahnhof. Für den erfolgsverwöhnten Architekten mit Aufträgen bis nach Südafrika und ins ferne China war der Lehrter Bahnhof in der Hauptstadt ein besonders wichtiges Projekt, für den als ruppig bekannten Hausherrn eben nur ein Bahnhof, keine Kathedrale. Der Streit zwischen Meinhard v. Gerkan und Helmut Mehdorn (Nr. 50 / 06) wurde nur noch getoppt durch einen Stahlträger, den der Orkan „Kyrill“ von der Fassade des Berliner Hauptbahnhofs riß, und von Glasplatten im Dach des Giganten, die angeblich Risse zeigten. Sperrungen des Prestigeobjekts waren die Folge, Verspätungen, Zugausfälle, verärgerte Reisende. Eine Geschichte, die sich phantasiebegabte Schriftsteller nicht spannender hätten ausdenken können.

Dem Lehrter Bahnhof begegnet der Leser freilich nicht in dem literarischen Führer durch berühmte Bahnhöfe, den die Schweizerin Lis Künzli zusammengestellt hat, wohl aber dem Anhalter Bahnhof in Schilderungen von Walter Benjamin und Erich Kästner und dem Bahnhof Friedrichstraße, so wie etwa Monika Maron ihn sah. Von Lew Tolstoj, der im November 1910 gar auf einem kleinen Bahnhof starb, über Émile Zola und Marcel Proust bis hin zu Thomas Mann, Stefan Zweig und Georges Simenon reicht die bunte Reihe der Literaten, die in ihrem Werk entweder ihre Hauptpersonen in einem Bahnhof auftreten ließen oder dem Bahnhof selbst eine besondere Rolle zuwiesen. Entstanden ist eine kurzweilige Lektüre, die Lust macht, mehr von den einzelnen Schriftstellern zu lesen, die aber auch Fernweh weckt und die Faszination Eisenbahn der frühen Jahre nachempfinden läßt. *SiS*



***Lis Künzli: „Bahnhöfe – Ein literarischer Führer“*, Eichborn Verlag, Frankfurt / Main 2007, 190 Seiten, mit etwa 130 sw Fotos, geb. mit Schutzumschlag, 24,90 Euro**

Unter Tränen tapfer lächeln

Mit Maria Schell konnten sich viele Frauen identifizieren – Ausstellung in Frankfurt am Main

Von SILKE OSMAN

Ach ja, das Seelchen", manchmal klang es mitfühlend, gar mitleidend, wenn von ihr die Rede war. Oft genug aber hörte man tiefe Bewunderung aus Sätzen wie „Keine konnte so herzergreifend leiden und unter Tränen noch tapfer lächeln wie sie". Gemeint war immer Maria Schell (1926–2005), das Leinwand-Idol im Deutschland der 1950er Jahre. Mit O. W. Fischer zu einem frühen Traumpaar verbandelt, rührte sie die Zuschauer(innen) in der Adenauer-Ära zu Tränen. Das Deutsche Filmmuseum in Frankfurt am Main würdigt derzeit das Schaffen der beliebten Darstellerin mit einer Sonderaustellung und setzt damit die Reihe zu bedeutenden Schauspielern wie Romy Schneider, Marlene Dietrich, Greta Garbo, Curd Jürgens und Klaus Kinski fort. Die Hommage, die als Wanderausstellung konzipiert ist, wird von einem Katalog (Henschel Verlag) und einer Filmreihe begleitet.

In acht Stationen wird der Werdegang der in Wien geborenen und in Zürich aufgewachsenen Maria Schell veranschaulicht. Die Filmarbeit wird dabei genauso gewürdigt wie ihre Auftritte im Theater und im Fernsehen, ein Medium, das sie zuerst in den USA nutzte, wo sie 1959 in der Hemingway-Verfilmung „Wem die Stunde schlägt" zu sehen war.

Zuvor jedoch hatte sie ihr Handwerk von der Pike auf gelernt. Nach einer kaufmännischen Ausbildung besuchte sie die Schauspielschule in Zürich und arbeitete parallel am Theater. Ihr erster großer Film „Der Engel mit der Posaune" erschien 1948, zuvor war sie bereits 1942 in einer kleinen Rolle in dem Film „Steibruch" zu sehen gewesen. Von da bis zur ARD-Vorabendserie „Die glückliche Familie", in der sie Ende der 80er Jahre als Mutter Maria Behringer der großen und kleinen Probleme ihrer Lieben Herr zu werden versucht, ist ein weiter Weg.

Ein Weg, der sie von Zürich nach Wien und London, nach Frankreich und Italien, schließlich bis nach Hollywood führen sollte. Sie drehte mit international so berühmten Partnern wie Jean Marais, Yul Brynner, Gary Cooper, Glenn Ford, mit Dieter Borsche, Bernhard Wicki und Hardy Krüger. Regisseure wie Helmut Käutner, Robert Siodmak, Wolfgang Staudte oder Luchino Visconti ließen sich von ihr bezaubern.

Fotografien, Arbeitsdrehbücher, persönliche Notizbücher, Kalender, Verträge und Korrespondenz sind in der Frankfurter Ausstellung zu sehen, aber auch private Gegenstände wie ein geschnitzter Engel, eine Puppenstatue, ein vergoldeter Spiegel und eine Bronzebüste der jungen Maria Schell, die eigens zur Ausstellung an den Main gebracht wurden. Den Abschluß bildet ein Gemälde von Gottfried Helnwein, das die Schauspielerin als junge Frau zeigt und das bis zu ihrem Tod in ihrem Zimmer auf ihrer Alm in Kärnten hing.

Möglich geworden ist diese Ausstellung erst durch Marias Bruder Maximilian Schell, der den Nachlaß dem Museum zur Verfügung gestellt hat. In einem Interview mit der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" sagte der Schauspieler und Regisseur, der 2002 mit seinem Film „Meine Schwester Maria" in die Schlagzeilen geriet, über Maria: „Ich glaube, sie ist ein besonderes Phänomen. Weil sie in diese Nachkriegszeit als ein gesunder Mensch aus der Schweiz kam ... Das Wort bodenständig mag übertrieben klingen, aber das hat sie im Grunde gehabt und auch in ihren Rollen mitgebracht."

Es sei die Geschichte eines „Nachkriegswesens" gewesen. „Fast jede Frau konnte sich damit identifizieren. Ob nun Maria mit Mastroianni tanzt oder Erika Müller mit ihrem Freund aus Stuttgart, ist nicht wichtig. Vielleicht steht der Mastroianni für den aus Stuttgart oder umgekehrt."

Maria verdanke so wie er viel dem Vater. „Der sagte immer: Nicht der Erfolg ist das allein selig machende, sondern das Bemühen darum. Manchmal ist der Kampf wichtiger als der Sieg." Eine Ausstellung wie die in Frankfurt sei „ganz schön: So wissen wenigstens ein paar nach zwei Jahren der Abwesenheit von Maria, daß sie einmal existiert hat."

Das Deutsche Filmmuseum, Schaumainkai 41, 69596 Frankfurt am Main, ist dienstags, donnerstags und freitags von 10 bis 17 Uhr, mittwochs und sonntags von 10 bis 19 Uhr, sonnabends von 14 bis 19 Uhr geöffnet, Eintritt Sonderausstellung 6 / 4,50 Euro, bis 17. Juni.



Große Partner: Maria Schell mit Jean Marais 1957 in Viscontis Film „Le Notti bianche" Foto: Aus dem Besitz von Maria Schell / Deutsches Filmmuseum

Schattentheater in Augsburg

Das Augsburger Puppentheatermuseum zeigt im Rahmen der Ausstellung „Vereinte Nationen Puppenspiel" eine Sonderschau über das Schattentheater der Khmer aus Kambodscha (17. April bis 6. Mai). Die Figuren des Schattentheaters sind damit erstmals in Deutschland zu sehen. Die Deutsche Unesco-Kommission hat jetzt die Schirmherrschaft für die Ausstellung übernommen. Die Unesco hatte Sbek Thom im November 2005 zu einem „Meisterwerk des mündlichen und immateriellen Kulturerbes der Menschheit" ernannt.

Daß die Schattentheaterfiguren aus Kambodscha in Augsburg gezeigt werden können, gilt als Sensation, da das Sbek Thom während der Schreckensherrschaft der Roten Khmer fast vollständig vernichtet wurde. Seit 1979 haben die wenigen überlebenden Puppenspieler das uralte Schattentheater wiederbelebt, wenn auch mit bescheidenem Erfolg, da die großen Figurensammlungen zerstört und viele Lehrmeister des Figurenbaus getötet wurden.

Die Ausstellung präsentiert über 20 spektakuläre Sbek-Thom-Schattenfiguren und illustriert deren Entstehungsgeschichte und die mythologischen Hintergründe der Schattenszenen. Oliver Seitz, Direktor des Augsburger Puppenmuseums: „Die Schirmherrschaft der Deutschen Unesco-Kommission ist eine große Ehre für das Augsburger Puppenmuseum, das in diesem Jahr sein fünftes Jubiläum feiert." *dk*

Weitere Informationen: Augsburger Puppentheatermuseum „die kiste", Spitalgasse 15, 86150 Augsburg, Telefon (08 21) 45 03 45-0. E-Mail: info@diekiste.net. Internet: *www.diekiste.net*

Auf eingefahrenen Gleisen

Die einstige Sex-Ikone der rebellierenden 68er Uschi Obermaier hat der Jugend von heute nichts zu sagen

Von REBECCA BELLANO

Kinder, wie die Zeit vergeht. Obwohl – nicht für alle. Derzeit tingeln Uschi Obermaier und Rainer Langhans durch die Medien und machen Werbung für den Film „Das wilde Leben", der die Geschichte des Skandalpärchens der 60er Jahre erzählt. Und wenn eines hierbei offen sichtlich wird, dann, daß die beiden Kommune-1-Bewohner noch nicht ganz in der Gegenwart angekommen sind.

Und so staunen die deutschen Fernseh- und Kinozuschauer sowie eigentlich auch alle Zeitungsleser – denn es gibt kaum eine Publikation, die das Thema derzeit nicht wiederbelebt – über den Langhans und die Obermaier. Sie, die einst gegen die „stockkonservative Gesellschaft" der Adenauer-Ära rebellierten, mit Drogenkonsum, freier Liebe und eigenwilligen politischen Aktionen die damaligen Regeln über den Haufen warfen, werden von den Heutigen neugierig beäugt wie putzige Tierchen im Zoo. Sie sind ein Relikt aus alten Tagen, und irgendwie ist das wirklich verdammt traurig, wie sich herausstellt, daß auch sie wie die von ihnen kritisierte Elterngeneration sind, denn auch sie fahren auf den in ihrer Jugend eingefahrenen Gleisen einfach weiter.

Ohne dies wahrzunehmen bedauert die 60jährige Uschi Obermaier in zahlreichen Interviews die Jugend von heute, weil sie so konservativ sei. Sie hingegen sei viel offener, und so plauderte sie dementsprechend frei im ZDF bei „Beckmann" über die Potenz ihres einstigen Geliebten Rainer Langhans.

Natalia Avelon hingegen, die in der Verfilmung das einstige Model Obermaier mimt, ist stolz auf ihre konservative Einstellung. Selbstbewußt betont die 26jährige wie wichtig ihr Familie sei. Die gebürtige Breslauerin ähnelt optisch der für ihr Alter äußerst gut aussehenden Sex-Ikone der 60er Jahre, doch im Rahmen der Werbung für den Film wurde immer deutlicher, daß die junge Frau die bodenständigere von beiden ist – auch wenn die Obermaier inzwischen festgestellt hat, daß auch sie sich für Dinge wie Kücheneinrichtungen begeistern kann.

Der heute ergraute Langhans und die esoterische Obermaier wollten neue Wege gehen, wurden aber offenbar nicht zum Vorbild folgender Generationen. Jugendsender parodieren das Leben der Obermaier mit ihren wechselnden, teils berühmten Liebhabern und stellen es als einfallslos dar. Auch wird der derzeitige Medienrummel kaum eine neue Begeisterungswelle für die freie Liebe aufleben lassen, denn die Schauspielerin Natalia Avelon ist mit ihrem Familienbewußtsein und der Sehnsucht nach festen Bindungen nicht allein, wie zahlreiche Umfragen deutschlandweit belegen.

Mit einem hat Uschi Obermaier aber recht: Es gibt keine Jugendbewegung wie beispielsweise in den 20er, 60er, 70er und 90er Jahren. Die jungen Menschen in Deutschland bewegen sich in kleinen, individualisierten Kreisen. Natürlich gibt es auch jetzt noch die Ökos, die Antifa-Kids, die stets mit dem Trend Gehenden, die Sportbegeisterten und die Musikfreunde, doch es sind immer nur kleine Interessenverbände, eine Jugendbewegung, gar aus studentischen Kreisen rekrutiert, ist nicht auszumachen.

Die Uschi und der Rainer sind ein Stück schillernder, einst provozierender deutscher Geschichte, die den jungen Menschen der Gegenwart nur noch ein müdes Lächeln abringen kann. Obwohl die heute in den USA als Schmuckdesignerin tätige Obermaier immer wieder betont, daß sie nie die Welt verändern wollte, so hat sie es doch tatsächlich getan.



Königlich amüsiert: Uschi Obermaier (rechts) mit Rainer Langhans und Natalia Avelon bei der Vorstellung des Films „Das wilde Leben" Foto: ddp

Das Leben ist langweilig, oder?

APO-Queen", „Hippie-Ikone", „Deutschlands schönste Kommunardin" schwärmte man einst von Uschi Obermaier, dem Mädchen aus dem Münchner Vorort Sendling, das in Berlin gelandet war und fast so schön schmollen konnte wie Brigitte Bardot. Mit 14 hatte sie eine Lehre als Fotoretuscheurin gemacht, doch dann zog es sie weg aus dem „bürgerlichen Mief". Zuerst landete sie in Diskotheken, dann in den Betten von Musikern. Per Anhalter war sie nach Berlin gekommen und hatte dort in der legendären Kommune 1 eine Unterkunft gefunden. Wände gab's nicht, Matratzen, Geld und Joints waren Gemeineigentum, Partner wechselten häufig, man debattierte endlos über Selbstbefreiung und Systemkritik. Uschi verliebte sich in den Kommunarden Rainer Langhans. Doch Treue – was ist das? Aufregend war diese Zeit der freien Liebe, aber auch anstrengend und irgendwie wieder langweilig. Uschi lernte die Rolling Stones kennen, Mick Jagger und Keith Richards näher. Auch Jimi Hendrix. Partys, Drogen, Sex und eine Karriere als Fotomodell bestimmten ihr Leben. Uschi wurde zum Poster-Girl der 68er. Für Fotos der schönen Kommunardin, die mit Politik so gar nichts am Hut hatte, wurde viel Geld bezahlt, das in die Gemeinschaftskasse wanderte. Für die Hauptrolle in dem Streifen „Rote Sonne" bekam sie 20 000 Mark, und die Kommune war um Kühlschrank und Fernseher reicher.

Der „Underground" ließ sich vermarkten und Uschis Gesicht war immer wieder einmal auf „Stern", „twen" und „Vogue" zu finden. Selbst Starfotografen wie Charles Wilp und Helmut Newton arbeiteten mit ihr. Als Uschi ganz oben war, langweilte sie sich wieder – und lernte ihre große Liebe kennen, den Kiez-König Dieter Bockhorn. Mit ihm ging sie auf eine jahrelange Weltreise und heiratete ihn in Indien, wo sonst?

1979 war Bockhorn pleite und drogensüchtig. 1983 starb er bei einem Motorradunfall in Kalifornien – und die Obermaier stand vor dem Nichts. *SiS*



Fast schon albern

Gentechnik als Horrorspiel

Michael Crichton, der in Harvard studierte Mediziner, ist ein Bestsellerautor, der, dem Genre Science-fiction verpflichtet, bislang alle gängigen Themen der Wissenschaft aufgenommen und in eine spannende Kriminalgeschichte verpackt hat.

Dabei wählte er Themen aus der Hirnchirurgie, der Nanotechnologie und letztens dem Klimawandel. Nun wird unter dem Titel „Next“ die Genforschung vermarktet.

Dabei muß man dem Erfolgsautoren eine gründliche Recherche zubilligen, hier wird sogar die ethische und juristische Situation des amerikanischen und deutschen Rechtssystems dargestellt, so daß sich selbst das „Genethische Netzwerk Berlin“ bedenkenträgerisch mit Monika Feuerlein zum Nachwort meldet.

Der „Spiegel“ sieht daher in diesem Roman eine gewisse Wiedergutmachungsleistung an den durch seinen vorigen Roman „Welt in Angst“ verletzten Gefühlen der grünen Natursanitäter. „Next“ soll heißen, daß das, was hier in slapstickartiger Komik geschildert wird, bald Zukunft sein könnte.

Das würde uns neben menschlichen Klonen auch transgene Tier-Menschhybriden bescheren. Absurde Situationen: Crichton, von Kafka schon einmal im Bericht an eine Akademie vorgedacht, bringt uns einen mit Menschengenen ameliorierten Affen nahe und einen sprechenden und rechnenden Graupapagei, die sich beide wacker für ihre wissenschaftlichen Väter einsetzen.

Der rote Faden der verschlungenen Handlungen dreht sich um einen Krebspatienten, der aus Rache an einer Gentec-Firma seine patentierte Zellinie verschwinden läßt.

Der Bösewicht ist eine beinahe jesuitische Goldzunge namens Dr. Bellarmino, die es immer wieder scheinbar schafft, Geld und Moral zu versöhnen. Am Ende scheitern aber seine Ambitionen und die Firma schlittert in die Insolvenz. Die Sympathie des Autoren ist uneingeschränkt auf Seiten der Kritiker des amerikanischen Rechtssystems, das es gestattet, Patente auf körperliche Produkte zu vergeben, die letztlich natürlichen Ursprungs und nicht veräußerbar sind. Nasen, meint Crichton, könne man nicht patentieren.

Er geht dabei durchaus in die Feinheiten juristischer Dogmatik, was allerdings den Spannungs- und Handlungsbögen nicht immer dient. Crichton möchte aber klarmachen, daß er nicht gegen Genforschung eingestellt ist, sondern nur die allgegenwärtigen kapitalistisch-amerikanischen Vermarktungsstrategien an den Pranger stellt.

Mit klammheimlicher Freude erklärt er wie der deutsche Philosoph Sloterdijk den gentechnischen Themenpark und die wissenschaftliche Ausweitung des Möglichkeitssinnes.

Als Resümee kann man sagen, seine Phantasie verdient einen Preis, doch die über 500 Seiten sind eine harte Geduldsprobe, wobei man sich immer motivieren muß, um die mangelnde Spannung auszugleichen und die allzu häufigen Szenewechsel gelassen zu ertragen. *Holger von Dobeneck*

Michael Crichton: „Next“, Blessing Verlag, München 2007, geb., 539 Seiten, 22,95 Euro, Best.-Nr. 6067



Ganz im Sinne der Polen

Historiker dokumentiert, warum es zur Oder-Neiße-Linie kam

Für die meisten Deutschen ist die Oder-Neiße-Grenze im Osten der Bundesrepublik Deutschland keine Debatte wert, viele der jüngeren Generation wissen gar nicht, daß ihr Heimatland einmal eine andere Ostgrenze hatte als diese ihnen bekannte, geschweige denn wie diese zustande kam. Wie genau es dazu kam, daß die Republik im Osten dort endet, wo sie endet, und welche Optionen nach dem verlorenen Zweiten Weltkrieg die alliierten Sieger diskutierten, erläutert Michaeln Hartenstein. „Die Geschichte der Oder-Neiße-Linie – ‚Westverschiebung‘ und ‚Umsiedlung‘ – Kriegsziel der Alliierten oder Postulat polnischer Politik?“ lautet der Titel des erstaunlicherweise leicht lesbaren Buches des 1964 geborenen Autors.

Der Stipendiat der Konrad-Adenauer-Stiftung promovierte über nationalsozialistische Raum-, Siedlungs- und Landschaftsplanung im Osten und befindet sich somit mit seiner aktuellen Veröffentlichung auf geographisch bereits vertrautem Terrain. Schon in seinem Vorwort fordert er eine ehrliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, zu der er mit diesem Buch einen Beitrag leisten möchte.

Nüchtern dokumentiert Hartenstein, wie die Alliierten schon während des Zweiten Weltkrieges über die neuen Grenzen Deutschlands diskutierten und wie die Sowjetunion zu seinen eigenen Gunsten auf die „Westverschiebung“ Polens bestand und die Interessen der Polen vertrat. Die polnische Exilregierung glänzte dabei ebenfalls nicht durch Bescheidenheit. Der Autor weist auch nach, wie die gebietshungrigen Polen schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts Ansprüche auf deutsche Gebiete erhoben. So hieß es 1904: „Die Hälfte des deutschen Staates liegt auf den Ruinen des alten Slaventums.“ Und so forderten Polen seit Jahrhunderten von Deutschen besiedelten Gebiete Ostdeutschlands für sich. Mit dem Zweiten Weltkrieg schienen sie der Realisierung ihrer Träume näher zu kommen, auch wenn die Briten und die Amerikaner lange Widerstand leisteten. So sah Churchill nicht ein, warum er die „polnische Gans“ mit den deutschen Gebieten überfüttern sollte.

Nicht nur anhand der Konferenzen wie Teheran und Jalta schildert der Autor die Verhandlungen zwischen den Alliierten, auch bekannt gewordene Zwischengespräche werden erwähnt. Zahlreiche Karten zeigen den jeweils diskutierten Grenzverlauf auf und machen deutlich, daß sich die Polen und die Sowjetunion vollständig durchgesetzt haben.

Auch die Bedenken des Westens bezüglich der „Umsiedelung“ von Millionen Ostdeutschen, die Reaktion der polnischen Kirche und des Vatikans, die Diskussionen in den beiden neugegründeten deutschen Staaten über den neuen Grenzverlauf und deren allmähliches Sichabfinden mit diesem behandelt der Autor eingehend.

Am Ende des sehr interessanten Buches stellt Hartenstein verschiedene Folgethemen vor. Vom „Zentrum gegen Vertreibungen“ bis hin zur Behauptung, daß die Vertreibung eine „gerechte Strafe“ gewesen sei, führt er verschiedene Auffassungen an und entlarvt dabei mit leichter Hand so manche Gutmenschen, die mit zweierlei Maß messen. *Rebecca Bellano*

***Michael A. Hartenstein: „Die Geschichte der Oder-Neiße-Linie – ‚Westverschiebung‘ und ‚Umsiedlung‘ – Kriegsziel der Alliierten oder Postulat polnischer Politik?“**, Olzog, München 2006, geb., 271 Seiten, 24,90 Euro, Best.-Nr. 5996*

Wozu ein guter Ruf?

Geliebte und Mätressen, die in die Geschichte eingingen

Es gibt Tage, da wünscht man sich leichte Unterhaltung, die gleichzeitig Informationen vermittelt und das menschliche Bedürfnis nach Skandalen befriedigt. Da man nicht immer nur Unterhaltungsmagazine wie „explosiv“, „blitz“ und „taff“ sehen kann und möchte, empfiehlt sich manchmal auch der Griff zum Buch. Hier bietet sich „Die Frühstücksfrau – Vom Schicksal der Geliebten“ an, das zugegeben nur historische Skandale und Liebesgeschichten beinhaltet, doch manchmal sind die noch viel besser als die gegenwärtigen.

Jedenfalls sind Mary Vetsera, Wilhelmine von Lichtenau, Christiane Vulpius, Simenons Teresa, Lola Montez, Konstanze von Cosel, die Marquise de Pompadour, Jeanne Du Barry und Katharina Schratt nicht von ungefähr in die Geschichte eingegangen. Von ihnen kann Frau noch was lernen – sollte sie die Karriere einer Geliebten anstreben, denn eine spätere Legalisierung ihres Verhältnisses durch Heirat war den Damen, so sie es denn überhaupt anstrebten, nicht vergönnt.

„Lola Montez scheint der Idealtyp der Geliebten gewesen zu sein – wenn man in dieser Hinsicht von Idealtyp sprechen kann. Sie war aufregend, hingebungsvoll, fordernd, und sie verschwand aus dem Leben ihres Geliebten, ohne seine Ehe zu zerstören. Zwei elligtime Jahre an der Seite eines Königs bedeuteten ihr mehr als eine lebenslängliche Ehe.“ Wobei hier anzumerken ist, daß die Montez Ludwig I. von Bayern zwar nicht die Ehe, aber schlußendlich seinen Thron gekostet hat.

Der Breslauer Philipp Vandenberg nimmt sich den Status der Geliebten und das Thema Treue sehr anschaulich vor. So schildert er, daß es beispielsweise bei Hofe als selbstverständlich galt, daß der Monarch seine Mätressen hatte. Da die Ehen bei Hofe meist aus politischen Gründen arrangiert worden waren, finanzierte und tolerierte der Adel bis zu einem gewissen Grad bereitwillig das außereheliche Liebesleben des Throninhabers – so lange die Damen nicht anfingen, Politik zu machen. Indes war die Position der Mätresse über Jahrhunderte hinweg für Frauen fast die einzige Möglichkeit, Politik zu machen, so sie es denn wollten. „Leidenschaftlich, klug und teuer waren nicht wenige, die sich in der Geschichte als Geliebte versuchten, fairerweise muß man sagen – die als Geliebte versucht wurden ... Und hier begegnen wir schon zu Beginn der ersten Ausnahme von der Regel. Jeanne-Antoinette (die Pompadour) wartete nicht, bis das Objekt ihrer Begierde auf sie zukam ... und handelte nach der Einsicht: Nichts ist so fragwürdig wie ein guter Ruf – die Opfer, die er uns abverlangt, sind viel größer als der Gewinn.“ *Bel*

***Philipp Vandenberg: „Die Frühstücksfrau – Vom Schicksal der Geliebten“**, Bastei Lübbe, Bergisch Gladbach 2007, 414 Seiten, 8,95 Euro, Best.-Nr. 6068*

Gut gebrüllt Kätzchen

Junge Union kritisiert einige Schwächen der Mutterpartei – aber nur für die eigenen Ohren

Eigentlich endete diese Rezension mit dem Absatz: „Der ganze Band ist überaus lesenswert und läßt die Hoffnung keimen, daß der politische Nachwuchs der CDU nicht nur aus weichgespülten Juristen, Volkswirten und Consulter-Nasen besteht, sondern durchaus auch aus ernsthaften jungen Menschen, die mit der Sprache umgehen können. Das politische Geschäft ist nichts für Weicheier. Also auf in den Kampf um die Diskurshoheit.“ Doch zu früh gefreut! Als die Redaktion der *PAZ* zur Bebilderung des Textes um die Übersendung des Covers bat, offenbarte sich, daß diese Publikation nur für Mitglieder der Jungen Union bestimmt ist. Kritik an der Mutterpartei also, aber nur für den eigenen Kreis bestimmt. Sehr bedauerlich, denn die Aussagen der Autoren von „Wort-Wahl“ sind gut. Zu Recht wird festgestellt, daß die Linken einfach cleverer seien. Diese Aussage bezieht sich jedoch nicht auf ihre Politik. Grüne und Sozis sind aber die besseren Verpackungskünstler. Nach Ansicht junger Leute aus dem Umfeld der CDU muß sich dies ändern. „Die deutsche Linke und insbesondere deren Marketing-Strategen schaffen es oft, scheinbar neutrale Begriffe in die Diskussion zu bringen und damit schleichend die Diskurshoheit zu erringen. Eine vergleichbare Dominanz hat für das bürgerliche Lager bislang nur der frühere CDU-Generalsekretär Heiner Geißler erreicht – wenn auch nur für kurze Zeit und vor allem durch provokante Äußerungen“, schreibt Philipp Mißfelder, Bundesvorsitzender der Jungen Union, in dem von ihm herausgegebenen Büchlein „Wort-Wahl“.

Diese Dominanz hat sicher nicht nur etwas mit Personen zu tun, sondern vor allem mit Programmatik. Selbstverständlich ist Ronald Pofalla als Geißler-Nachfolger eine schwache Figur, die vom politischen Gegner nicht ernst genommen wird. Doch stärker liegt die argumentative Schwäche der Union darin, daß sie den Kampf um die politischen Begriffe nicht beherrscht. Ein Beispiel: Die SPD redet von der „Bürgerversicherung“. Alle finden den Begriff toll, obwohl eine solche Einrichtung unser Gesundheitssystem nicht bereichern würde. Die CDU nannte ihr Konzept „Kopfpauschale“. Dabei denkt man direkt an einen Kopfgeldjäger. Daß die CDU-Politiker dann auf das Wort „Gesundheitsprämie“ auswichen, machte das Ganze nur noch schlimmer.

Mißfelder weist darauf hin, daß die Bürgerlichen in den USA, Frankreich und in Großbritannien nicht so naiv sind wie in Deutschland. In den genannten Ländern habe die Entwicklung von politischen Begriffen einen hohen Stellenwert, so Mißfelder. Sie würden ähnlich wie bei der Produkteinführung in der Industrie von professionellen Werbestrategien begleitet. Dieser Zweig der Kommunikation sei in Deutschland extrem unterentwickelt. In dem Sammelband versuchen sich 14 junge und unionsnahe Autoren daran, Begriffe wie konservativ, soziale Gerechtigkeit, Solidarität, Patriotismus, das „hohe C“ im Parteinamen, Neoliberalismus und Antifaschismus zu definieren.

Jörg Hackeschmidt hält der Linken zugute, daß sie den Diskurs für wichtig nimmt. Daher behaupte sie häufig auch die Diskurshoheit. Warum können die Sozen das so gut? Weil sie gelernt haben, sehr grundsätzlich zu argumentieren, aggressiv zu polemisieren. Das Thema Rechtschreibreform sei ein schönes Lehrstück, so der Autor. „Schon mal versucht, bürgerliche Dichter wie Thomas Mann in der GEW-Rechtschreibung zu lesen?“, fragt Hackeschmidt. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, die „Welt“ und einige Dichter, Denker und Wissenschaftler mobilisierten den Widerstand. Von der Union kam nichts. Schlimmer, sie reichte der Gegenseite sogar noch die Hand zur gemeinschaftlichen Verhunzung der deutschen Sprache.

Sehr lesenswert ist auch der Aufsatz von Tim Peters unter dem Titel „Was ist Antifaschismus?“. Peters macht deutlich, daß dieser Begriff vornehmlich im linksextremistischen Spektrum Anklang und Verwendung findet. „Viele Antifaschisten neigen dazu, bereits bestimmte Positionen der bürgerlichen Mitte als rechtsradikal zu diffamieren, wie etwa Forderungen nach einer konsequenten Politik der Inneren Sicherheit, nach einem kompromißlosen Vorgehen gegen militante Islamisten oder nach einem marktwirtschaftlichen Umbau der Sozialsysteme.“ Gern riefen die selbsternannten „Antifaschisten“ zum „Kampf gegen rechts“ auf. Würde sich zum Beispiel die SPD an einer Demonstration „gegen links“ beteiligen, könne man ketzerisch fragen. Peters empfiehlt dagegen das Engagement „für Demokratie und gegen Extremismus“. Der historisch belastete Begriff des „Antifaschismus“ habe ausgedient, da nicht zuletzt Kommunisten millionenfache Verbrechen im Namen des „Antifaschismus“ verübt hätten. *Ansgar Lange*

***Philipp Mißfelder (Hrsg.): „Wort-Wahl – Politische Begriffe in der Diskussion“**, Weiss-Verlag 2006, 152 Seiten, www.junge-union.de*



Krimi mit Niveau

Spiel mit deutscher Geschichte

Wirklich spannend! Und vielleicht kann der junge Graf trotz allem seine Liebe halten und der alte seine Stella doch noch retten ... Mit dieser Hoffnung schloß der Rezensent das Buch, das von mehr als doppelter Schuld erzählt. Diesen Kriminalroman liest selbst ein Krimi-Muffel guten Gewissens, weil es ein guter Roman ist. Durch die aktuelle Handlung in der vom Barockschloß beherrschten Kleinstadt im Harz drängt sich immer wieder die Geschichte ab 1939 bis heute, teilweise vergessen, wie die Episode einer polnischen Zone im Emsland, oder sehr präsent, wie Bosnien. Wahn, Niedrigkeiten und Brutalitäten dieser Zeit sind zwar bestimmende Motive für eine ehemalige Doppelspionin in Ost-Berlin, nun schon lange englische Lady, und eine beliebte, den Menschen helfende Tierärztin mit ihrem Bosnien-Trauma, doch sie bleiben im Hintergrund. Knappes, treffendes Deutsch, lebendige Dialoge mit Witz und originelle Apercus über das Leben („Sterben sollte man ... in möglichst gesundem Zustand.“) formen plastische oder leicht hingeworfene Bilder und Eindrücke von Menschen, ihren Schicksalen, von Situationen, von der Natur und der Stadt. Eingeschlossen sind Fäden altägyptischer Geschichte, griechischer Musen, eines Sternbildes, von Taiji-Übungen, der Ausbildung eines Blindenhundes, eines bedeutsamen Exquisit-Parfums und anderer Requisiten des Luxus – ein vielschichtiges und buntes Gewebe, mit Knoten spannungweckender Andeutungen, aus denen sich von Kapitel zu Kapitel immer deutlicher und drängender herausschält, daß hier ein Drama um einen Schatz und eine alte Rechnung aus DDR-Zeiten seinen Lauf nimmt. Es ist eine historisch stimmige und bis zum Detail einer alten Schreibmaschine mit Sachkenntnis geschriebene Kriminalgeschichte, in der Polizisten zu spät kommen.

Die promovierte Autorin schrieb als Cora Stephan früher politische Artikel in mutigem Klartext für wichtige Zeitungen und Zeitschriften. Sie erhielt für ihre bisher acht Kriminalromane neben anderen auch zwei deutsche Krimipreise. Aus gutem Grund, wie auch dieser Roman zeigt. *Manfred Backerra*

***Anne Chaplet: „Doppelte Schuld“**, Piper Verlag, München 2007, broschiert, 287 Seiten, 12 Euro, Best.-Nr. 6069*



Keineswegs einfach

Marion Gräfin Dönhoff privat

Marion Gräfin Dönhoff ist sicherlich so manchem Leser ein Begriff. Als eine der größten Journalistinnen des 20. Jahrhunderts bediente sie sich nicht lediglich die Medien, sondern schrieb und bewahrte sich als charakterstarke Frau von großer Integrität stets ihre eigene Meinung.

Ob als Ostpreußin, die den Verlust der Heimat akzeptierte, oder später als Chefredakteurin der Wochenzeitung „Die Zeit", sie blieb immer sich selbst und ihren Idealen treu.

In dem Buch „Marion Gräfin Dönhoff – Wie Freunde und Weggefährten sie erlebten" versucht Dieter Buhl anhand von 28 Interviews mit Personen von drei Kontinenten, dem Leser einen Teil ihres komplexen Charakters und Wesens zu offenbaren.

So widerlegt ihr Neffe Friedrich Dönhoff das naheliegende Vorurteil, seine Großtante habe als gebürtige Gräfin Wert darauf gelegt, in Saus und Braus zu leben.

„Sie schrieb viele Artikel darüber, daß die Gesellschaft zu materiell sei, sich alles nur um Geld drehe. Sie selbst lebte sehr bescheiden. Wir haben uns oft darüber amüsiert, daß sie immer diese alten Klamotten trug, die zum Teil schon Jahrzehnte in ihrem Schrank hingen."

Doch Gräfin Dönhoff war auch eine Person, die durch ihre offene, burschikose Art häufig aneckte. So auch in der Erinnerung von Brigitte Bernard-Salin, die über ihre erste Begegnung mit Marion Dönhoff folgendes zu berichten weiß: „Das war in unserem Eßzimmer in Basel. Sie kam herein, wir Kinder saßen am Eßtisch und aßen von meiner Mutter selbst gemachtes Birchermüsli. Vor uns stand ein weißes Schälchen, in dem Pinienkerne waren, die wir sehr gerne über unser Müsli streuten. Gräfin Dönhoff kam herein, wir haben sie begrüßt, sie guckte sich den Tisch an und sagte: ‚Was ist denn das da in der Schale? Ist das Mäusedreck?'"

Der Leser erhält einen kleinen Einblick in Lebensabschnitte von 28 interessanten Persönlichkeiten wie zum Beispiel Helmut Schmidt oder Henry Kissinger, und erfährt, welche Rolle Gräfin von Dönhoff in diesen Lebensabschnitten in deren Leben gespielt hat.

So auch bei Richard von Weizsäcker: „Zunächst möchte ich sagen, daß ich Gräfin von Dönhoff schon aus der Zeit des Krieges kannte und in der Nachkriegszeit sehr bald wieder mit ihr in Berührung kam. Und das in einer Zeit, in der sie – sie war zehn Jahre älter als ich – meinen Freunden und mir so eine Art Erzieherin war. Ich will das nicht zu weit treiben, aber sie hatte eine im geistigen Sinn führende Stimme diesen jüngeren Leuten gegenüber, die im Alter von 25 oder wieviel Jahren aus diesem Krieg unreif zurückgekommen waren."

Die in diesem Buch gesammelten Interviews zeigen dem Leser viele Facetten des Charakters von Marion Gräfin Dönhoff. Der Leser erhält durch die Augen anderer Personen, Bekannter und Verwandter einen Einblick in die verschiedenen Stationen ihres interessanten und ereignisreichen Lebens. Das ganze wird illustriert mit zahlreichen Schwarzweißabbildungen. *A. Ney*

***Dieter Buhl (Hrsg.): „Marion Gräfin Dönhoff – Wie Freunde und Weggefährten sie erlebten"**, Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2006, geb., 368 Seiten, 22 Euro, Best.-Nr. 6064*



Einfach nur charmant

Enzensberger erfindet politisch inkorrekte alte Dame und verärgert damit

Es ist erstaunlich, über was sich Rezensenten manchmal aufregen können. So mokierten sich Autoren von „Zeit", „Tagesspiegel" und „Süddeutsche" unter anderem darüber, daß die neue Erzählung von Hans Magnus Enzensberger in einem schwarzen Samtumschlag gebunden ist. Auch regten sie sich darüber auf, daß der mehrfach ausgezeichnete Autor sich auf eine Erzählung von Franz Kafka berufe, dies aber so dilettantisch tue, daß einem das Grausen überkäme.

Doch lassen wir Kafka und den Samtumschlag mal außen vor und betrachten nur die Geschichte: Auf dem Heimweg von seiner Arbeit vereitelt der 30jährige Joachim durch Zufall einen Handtaschenraub. Von seiner eigenen Heldentat ganz benommen, nimmt er die Einladung der um ein Haar beraubten älteren Dame auf einen Tee bei ihr zu Hause an. In einer alten, baufälligen Villa plaudert die 75jährige Josefine munter drauflos. Ihr ebenfalls nicht mehr ganz junges Hausmädchen Fryda bringt den Tee, und der junge Retter läßt sich auf merkwürdige Diskussionen mit seiner Gastgeberin ein, die am Ende bestimmt feststellt, daß er am nächsten Dienstag zur selben Zeit wieder zu kommen habe.

Enzensberger erzählt die durchaus charmante Geschichte aus Sicht des jungen Mannes, der in einem kleinen Heftchen die Treffen mit der schrulligen Josefine notiert. Die Frau, die einstmals eine berühmte Sängerin gewesen zu sein angibt, fasziniert den in Scheidung lebenden, privat orientierungslosen Wirtschaftsanalytiker. „Ich fürchte, diese – bei allem Respekt – alte Schachtel ist eine ganz besondere Art von femme fatale: Zwar will ich nichts von ihr wissen, aber ich komme nicht los von ihr. Ihre dreiste Suada ist es, die mich fesselt. Sie kennt keine Selbstzensur. Das ist es, was ich ihr übelnehme und was ich an ihr – ungern! widerwillig! – bewundere."

Und tatsächlich ist die von Enzensberger geschaffene Josefine eine merkwürdige Person, die voller Vorurteile, ohne jede Logik bewertet und trotzdem manchmal Weisheiten von sich gibt, die den über 40 Jahre Jüngeren erstaunen. Noch mehr erfährt er allerdings von Fryda, die, wie es sich am Ende herausstellt, die wahre Herrin ist.

15 Jahre, Josefine ist schon lange tot, entdeckt Joachim beim Umzug seine alten Aufzeichnungen über die nicht immer spannenden, aber doch trotzdem faszinierenden Teenachmittage in der alten Villa. Obwohl die Notizen aus seiner Feder stammen, erkennt der gereifte Mann sein damaliges Denken nicht wieder, erinnert sich aber, was die Grande Dame aus einer anderen Zeit ihm mit auf den Weg gegeben hat.

„Josefine und ich" ist eine niedliche, kurzweilige Geschichte, die zeigt, wie Generationen sich gegenseitig stützen können. Enzensbergers Josefine auf die politisch korrekte Goldwaage zu legen, wie es einige Rezensenten getan haben, ist zum Scheitern verurteilt, auch wenn der Autor sie als Ventil verwendet. Josefines offene Art empfindet letztendlich nicht nur der Karrierist Joachim als erfrischend. Zumal kaum ein Leser die Worte der wankelmütig gestalteten Dame für bare Münze nehmen wird, ist es schleierhaft, wie man darin eine Gefahr sehen kann. *Bel*

***Hans Magnus Enzensberger: „Josefine und ich"**, Suhrkamp, Frankfurt / M. 2006, geb., 148 Seiten, 15 Euro, Best.-Nr. 6065*



Märchen als Zugang

Therapeut über den Umgang mit mißbrauchten Kindern

Heinz-Peter Röhr, Therapeut an einer Fachklinik für Suchtmittelabhängige, verfaßte bereits mehrere Bücher über Suchterkrankungen wie Eßstörungen, Narzißmus, Borderline-Syndrom, Mißbrauchsfolgen, das sind die Themen, die ihn in seinem beruflichen Alltag beschäftigen.

Um sexuellen und emotionalen Mißbrauch von Kindern und Jugendlichen geht es in dem Buch „Ich traue meiner Wahrnehmung". Menschen, die in den meisten Fällen von Bezugspersonen – also von Familienangehörigen oder Bekannten, zu denen sie Vertrauen hatten – mißbraucht wurden, sind in der Regel nicht in der Lage, über das Geschehene zu sprechen. So kommt es, daß sie seelisches Leid ein Leben lang mit sich herumschleppen, ohne sich jemals jemandem anvertrauen zu können. Es kommt zu einem Verdrängungsmechanismus, der die Opfer selber glauben läßt, sie hätten sich das grauenvolle Erlebte nur eingebildet. Flucht in die Alkoholabhängigkeit, Sexsucht, gestörtes Eßverhalten oder Suizid scheint für sie der einzige Ausweg zu sein.

Über die Symbolkraft von Märchen ist es in einigen Fällen möglich, Zugang zu der verletzten Seele eines Menschen zu erhalten. Märchenhelden müssen viele Prüfungen bestehen und Hindernisse überwinden, um am Ende die Erlösung zu finden. Märchen sind Projektionsflächen; sie sprechen das Unbewußte an. Seelische Störungen lassen sich nie mit den Mitteln der Logik einfach abstellen. Märchen können Wegweiser in scheinbar ausweglosen Situationen sein.

Als Beispiel für sexuellen und emotionalen Mißbrauch zieht Röhr das Schicksal der Märchenfigur „Allerleirauh" heran. Das Mädchen kann sich der Verheiratung mit dem eigenen Vater nur durch Flucht und Verkleidung entziehen, muß Leid und Erniedrigung ertragen. Im ersten Teil des Buches erklärt Röhr die Symbolik des Märchens, nennt in einem zweiten Teil die Formen des Mißbrauchs in der Familie und geht im dritten Teil auf den Zusammenhang zwischen sexuellem Mißbrauch und Suchtverhalten ein. Das Buch zeigt, wie schwierig die Diagnose und die Behandlung von Mißbrauchsopfern ist und daß nicht nur Mädchen und Frauen betroffen sind, sondern auch Jungen. *Michaela Wagner*

***Heinz-Peter Röhr: „Ich traue meiner Wahrnehmung – Sexueller und emotionaler Mißbrauch"**. dtv-Verlag, 190 Seiten, broschiert, 8,50 Euro, Best.-Nr. 6066*

Krieg der Ingenieure

Architektur und Technik im Nationalsozialismus

Religionen und politische Ideen haben, wenn sie denn kultiviert worden sind, stets eigene Kunstformen gefunden, Formen, die sich in der Architektur der Zeit spiegeln. Der Anspruch der Religion oder der politischen Ideologie läßt sich regelrecht ablesen an den Gebäuden, die den Machtanspruch repräsentieren sollen. Dem Christentum entspringen so revolutionäre Sakralbauten wie die Hagia Sophia in Konstantinopel, der Kölner Dom und der Petersdom in Rom, aber auch Festungsanlagen wie die Marienburg. In der Gegenwart hat das Berlin der Nachwendezeit etwa am Potsdamer Platz neue Architekturformen gefunden. Zur Realisierung der Ideen wurden ganze Flüsse umgeleitet und historische Bauten unzerlegt an einen anderen Ort geschoben.

Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts war reich an Ideologien und Diktaturen. Der damit einhergegangene totalitäre Machtanspruch mußte dauerhaft demonstriert werden. Größe als Machtdemonstration, zur Berauschung und Selbstberauschung. Der Stil des Nationalsozialismus war offiziell der Neoklassizismus. Seine Wurzeln liegen im Europa der Jahrhundertwende. Seine ins Monolithische gehende Übersteigerung umzusetzen, das war die Aufgabe Albert Speers. Die Einheit, Festigkeit und Größe der „Volksgemeinschaft" sollte durch „Germania", die neue Reichshauptstadt auf dem Boden Berlins, realisiert werden. Allein die „Große Halle des Volkes" hätte die 17fache Größe des Petersdoms eingenommen und 180 000 Menschen Platz geboten. Allein das Fundament der Halle hätte 30 Millionen Tonnen Beton benötigt.

Hitler hatte Pläne für Berlin, Nürnberg, München, Hamburg und 27 weitere Städte. Über die architektonische aber auch technologische Revolution beziehungsweise die Entwürfe dazu in der NS-Zeit hat nun Michael Ellenbogen ein Buch vorgelegt. In „Gigantische Visionen – Architektur und Hochtechnologie im Nationalsozialismus" vergleicht er die Pläne Speers mit klassizistischen Bauten in Paris, Genf, Helsinki und anderen europäischen Metropolen.

Der Ausbau der Verkehrsinfrastruktur und der Streitkräfte rief weitere Ingenieure auf den Plan. Im Zweiten Weltkrieg kam es zu einem regelrechten Krieg der Ingenieure, so Ellenbogen.

So wurden ernsthaft Pläne für eine gigantische Untertunnelungsraupe, die „Midgard-Schlange" entwickelt und diskutiert. Durch sie sollten für die Streitkräfte Invasionstunnel unter der Maginot-Linie hindurch gegraben werden. Nicht minder ernsthaft wurde die Entwicklung eines Schlachtschiffes zu Lande, des Panzers „P 1000", vorangetrieben. Der von Krupp vorentwickelte Koloß sollte 39 Meter lang und 14 Meter breit werden und über 3,60 Meter breiten Ketten fortbewegt werden. Bewaffnung: zwei 28-Zentimeter-Kanonen. Hitler soll das Fahrzeug „Ratte" genannt haben. Es blieb bei den Planungen.

Andere Pläne wurden hingegen verwirklicht, so die für die nur 14 Tage eingesetzte 80-Zentimeter-Kanone „Dora" – sie knackte ein sowjetisches Munitionsdepot in 30 Metern Tiefe – und die Panzer Tiger I und II sowie des gefürchteten Sturmmörser „Sturm-Tiger". Ellenbogen geht auch auf Flugzeug- und Schlachtschiffentwicklungen ein sowie auf Bunkerbauten und unterirdische Fabrikanlagen wie Dora Mittelbau.

Bei der Entwicklung und Realisierung solcher Projekte seien Kräfte gebunden worden, die woanders sinnvoller hätten eingesetzt werden können. In die Bilanz der technologischen Revolution zieht der Autor auch Speers Resümee der allgemeinen Verhältnisse mit ein. Speer hatte den Einsatz von Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen im Rückblick als „barbarisch" bezeichnet.

Michael Ellenbogen gibt einen faszinierenden Einblick in die Visionen und Utopien von Architekten und Ingenieuren im Dritten Reich. *B. Knapstein*

***Michael Ellenbogen: „Gigantische Visionen – Architektur und Hochtechnologie im Nationalsozialismus"**, Ares, Graz 2006, 263 Seiten, 170 Abbildungen, geb., 19,90 Euro, Best.-Nr. 6062*



Warum folgten sie?

Hitler und seine konservativen Generale

„Hitlers Heerführer – Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42" ist auf jeden Fall eine absolute Fleißarbeit. Der 1963 geborene Historiker Johannes Hürter hat unglaublich viel Material über jene 25 Generale unter Hitler gesammelt, die maßgeblich den Ostfeldzug kommandierten. Daß manche von Hürters Schlußfolgerungen nicht immer stimmig sind – so spricht er den Militärs mehr Einfluß auf Hitler zu, als er selber belegen kann –, ändert nichts an den sehr aufschlußreichen Schilderungen, die manchmal fast ein wenig zu detailliert geraten sind.

Gleich zu Beginn stellt Hürter die These auf, daß die Generale von Anfang an gewußt hätten, was Hitler vorgehabt habe. Danach stellt er die Protagonisten des Ostfeldzuges vor. Er vergleicht Geburtsjahrgang, Bildungsstand, militärische Laufbahn und soziale Herkunft miteinander, um zu verdeutlichen, inwieweit diese durchweg konservative Gruppe homogen war und wieso sie sich bis auf einige Ausnahmen von Hitler für seine Interessen habe einspannen lassen. Von der direkten Vorgeschichte des Ostkrieges hin zu dessen militärischer Umsetzung, Fehleinschätzungen, Niederlagen und Hitlers Haltebefehl schildert er den Fortgang. „Ich bin bereit, diese Befehle entgegenzunehmen und zu den Akten zu legen. Weiter gebe ich sie nicht, selbst auf die Gefahr hin, daß ich vor ein Kriegsgericht gestellt werde", lautete Guderians Reaktion auf den Haltebefehl. Auf diesen Widerstand einiger Militärs gegen den für sie wahnsinnigen Haltebefehl geht der Autor ausführlich ein – und auch auf Hitlers Reaktion. Guderian und Hoepner, der später zu den Mit-Verschwörern des 20. Juli 1944 gehörte, wurden ihrer Befehle enthoben. Auch wenn der Autor sagt, daß Hitler trotz abfälliger Bemerkungen im kleinen Kreis immer Respekt vor seinen Generalen gehabt habe, so deutet diese Tat darauf hin, daß er Widerspruch nicht hinnahm.

Sehr deutlich macht der Autor, was viele Generale bewegt habe. So hätten sie sich von außen in ihrer Existenz bedroht gefühlt. Dabei habe die Gefahr bestanden, daß der Bolschewismus die Reste ihrer alten Welt nun auch noch zu vernichten drohe. Dagegen seien sie bereit gewesen, mit allen Mitteln zu kämpfen – manchmal gegen jede Vernunft.

Auf seine Warnung „Dann ist aber unsere Armee kaputt!", soll Fedor von Bock von Halder die Antwort erhalten haben: „Der deutsche Soldat geht nicht kaputt." Darauf, daß dem doch so war, geht Johannes Hürter bedauerlicherweise nur wenig ein. Statt dessen schildert er ausführlich, wie gegen Rotarmisten, Partisanen, Zivilisten und Juden vorgegangen wurde beziehungsweise das Vorgehen der Mehrheit der Generale toleriert worden ist. Trotz belegter Aussagen wie „Kann man dieses Schwein, den Goebbels nicht aufhängen?" von Fedor von Bock rücken die Beschreibungen die Generale in kein gutes Licht. Zwar unterstellt Johannes Hürter nur wenigen aktive Unterstützung bei Hitlers Judenvernichtung, doch Wegschauen und reine Fixierung auf ihren militärischen Aufgabenbereich habe sie disqualifiziert.

Warum gerade beim Ostfeldzug die einstige Ritterlichkeit und Humanität in vielen Bereichen Stück für Stück verlorengegangen sei, versucht Johannes Hürter an zahlreichen Beispielen nachvollziehbar zu machen. Dabei gelingt es ihm, die Entwicklung im Empfinden der Handelnden, ihr Abstumpfen bei ihrem Kampf ums nackte Überleben auch für Heutige plausibel zu machen.

Am Ende ist die Frage, warum militärische Größen wie Fedor von Bock, Heinz Guderian, Gotthard Heinrici, Hermann Hoth, Ewald von Kleist, Wilhelm Ritter von Leeb, Erich von Manstein, Friedrich Paulus und Adolf Strauß unter einem Mann wie Hitler gedient haben, teilweise zu beantworten. *Rebecca Bellano*

***Johannes Hürter: „Hitlers Heerführer – Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42"**, Oldenbourg, München 2006, geb., 719 Seiten, 49,80 Euro, Best.-Nr. 6063*

Herrenschmuck-Set "Ostpreußen"



Edles Herrenschmuck-Set, bestehend aus: Manschettenknöpfen, Krawattenklemme und Anstecknadel (Pin).

Alle Schmuckstücke sind aufwendig emailliert. Lieferung in repräsentativer Geschenkbox (ohne Abb.)

Best.-Nr.: 5960 € 49,95







Arno Surminski
Gruschelke und Engelmannke
Geschichten auf Ostpreußisch und Hochdeutsch
Geb. 244 Seiten
Best.-Nr.: 5990, € 16,95



Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten
Erinnerungen eines alten Ostpreußen
Geb., 384 Seiten, 66 Abbildungen
Best.-Nr.: 1211, € 14,95




Roswitha Gruber
Großmütter erzählen
Geschichten aus der alten Zeit
Geb., 240 Seiten
Best.-Nr.: 5933, € 9,95

Günther H. Ruddies
Hochzeit auf ostpreußisch
und andere Geschichten aus dem Bernsteinland
Geb., 221 Seiten
Best.-Nr.: 5755, € 9,90

Peter Scholl-Latour
Russland im Zangengriff
Putins Imperium zwischen Nato, China und Islam
Geb., 432 Seiten, m. 16 S. Farbabbildungen u. Karten
Best.-Nr.: 5929, € 24,90

Susanne Hagen
Numeiter Geschichten
Erinnerungen an meine Großeltern
Kart., 160 Seiten
Best.-Nr.: 6043, € 9,90

Zeigen Sie Flagge!

Ob für Mütze, Revers oder als Sammlerstück: Flaggen-Anstecker mit emaillierter Oberfläche und Steckverschluss.
Maße: ca. 17 x 12 mm



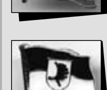
Ostpreußen-Anstecker
Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Provinzwappen,
Best.-Nr.: 5889



Preußen-Anstecker
Motiv. Preußenadler,
Best.-Nr.: 6057



Königsberg-Anstecker
Motiv: Königsberg-Flagge,
Best.-Nr.: 6056



Elchschaufel-Anstecker
Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Elchschaufel,
Best.-Nr.: 6055

je Anstecker nur € 2,95

Buch der Woche

Heinz Magenheimer

Kriegsziele und Strategien der großen Mächte 1939-45

Die in den letzten Jahren erschienenen ernst zu nehmenden Darstellungen des Zweiten Weltkrieges kamen zu dem Schluss, dass von einer Alleinschuld Deutschlands am Kriegsausbruch nicht die Rede sein könne. Sie ernteten dafür in der Bundesrepublik entweder Nichtbeachtung oder Beschimpfungen. Eine fundierte Auseinandersetzung mit ihren Thesen fand nicht statt. Nun gesellt sich zu diesen Darstellungen ein neuer Band des international renommierten österreichischen Historikers Dr. habil. Heinz Magenheimer, der sich die Untersuchung der Kriegsziele und Strategien der großen Mächte 1939-1945 vorgenommen hat und zu ganz ähnlichen Schlüssen wie Stefan Scheil, Gerd Schultze-Rhonhof und Walter Post kommt. Es gelingt ihm – auf verhältnismäßig wenigen Seiten –, einen hervorragenden Überblick über die Gesamtsituation vorzulegen. Sein Werk ergänzt nicht nur die anderen verdienstvollen Werke über den Zweiten Weltkrieg, sondern es fasst sie zusammen und ist aufs beste für einen Überblick über das komplizierte Geschehen geeignet.

Kart., 232 Seiten
Best.-Nr.: 6053, € 27,00



Hermann Sudermann
Der Katzensteg
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 6025, € 16,95



Jürgen Roth
Deutschland-Clan
Deutschland im Griff einer korrupten Elite.
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 5505, € 19,90



Marianne Kopp
Agnes Miegel
Leben und Werk / Husum
Kart., 127 Seiten, zahlreiche Abbildungen
Best.-Nr.: 3476, € 6,95



Kinderland am Pregelstrand
Königsberger Heimatfibel – Erstes Lesebuch für die Kinder Königsbergs – Nachdruck der Originalausgabe von 1927
Kart., Kart., 80 Seiten
Best.-Nr.: 5378, € 9,95



Herta Weszkallnies
Wirf einen Blick zurück, mein Herze…
Erinnerungen an Ostpreußen
Kart., 152 Seiten
Best.-Nr.: 3063, € 11,80



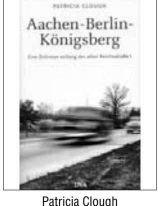
Michael A. Hartenstein
Die Geschichte der Oder-Neiße-Linie
„Westverschiebung" und „Umsiedlung" – Kriegsziele der Alliierten oder Postulat polnischer Politik?
Best.-Nr.: 5996, € 24,90



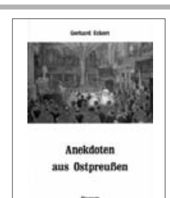
Manfred W. Graf
Die Königlich-Preußische
Gestütsverwaltung
Geschichte und Erbe
Geb., 216 Seiten, Text- Bildband
Best.-Nr.: 5955, € 39,50



Der Kreis Elchniederung gestern und heute
Das Land der Elche zwischen Tilsit und Kurischem Haff in mehr als 1000 Bildern
Geb., 447 Seiten
Best.-Nr.: 6035, € 19,50



Patricia Clough
Aachen – Berlin – Königsberg
Eine Zeitreise entlang der alten Reichsstraße 1.
Geb., 224 Seiten
Best.-Nr.: 6048, €, € 19,95



Gerhard Eckert
Anekdoten aus Ostpreußen
Kurzweilige Reise in die Vergangenheit
Kart., 93 Seiten
Best.-Nr.: 5247, € 5,95



Lieder unserer Fallschirmjäger
16 Lieder der deutschen Fallschirmtruppe, gesungen von den „8 Junkers".
Rot scheint die Sonne, Auf Kreta im Sturm und im Regen, Wir sind die Männer vom Schirmer u.a.
Best.-Nr.: 5630, € 15,50



Bekannte Soldatenlieder
15 Titel, Inhalt: Wenn wir marschieren, Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, Ein Heller und ein Batzen, Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein, Ich schieß den Hirsch, Oh du schöner Westerwald, Lore, Lore, u.a.
Gesamtspielzeit: 37 min
Best.-Nr.: 5753, € 9,95




Beliebte Traditions- und Parademärsche
Fridericus-Rex-Grenadiermarsch, Großer Zapfenstreich und Nationalhymne, 15 Märsche gespielt vom Heeresmusikkorps der Bundeswehr
Best.-Nr.: 5609, € 12,90

Hörbücher vom Bestseller-Autor Gerd Schultze-Rhonhof



Der Zweite Dreißigjährige Krieg
Welche Ziele aber können es wert sein, die europäischen Nationen in zwei blutigen Kriegen gegeneinander aufmarschieren zu lassen? Dieses Hörbuch klärt auf...
2 CDs, Laufzeit: 145 Minuten
Best.-Nr.: 5337, € 14,95



Der Krieg der viele Väter hatte
Das vorliegende Hörbuch zeichnet die dramatischen Entwicklungen der letzten Tage vor Kriegsbeginn minutiös nach: hier erfahren Sie, was den „ersten Schüssen" des 1. Sept. 1939 vorausgegangen ist.
2 CDs, Laufzeit: 145 Minuten
Best.-Nr.: 5180, € 14,95



Lieder, die wir einst sangen
16 Lieder der deutschen Landser: Ein Heller und ein Batzen, Wildgänse rauschen durch die Nacht, Infanterie, du bist die Krone aller Waffen, Argonnerwald um Mitternacht, u.a.
Best.-Nr.: 5629, € 15,50

Sonder-Angebot!

*Mängelexemplare



Goedecke/Krug
Wunschkonzert für die Wehrmacht
Kart., 224 Seiten, Best.-Nr.: 1331
statt € 16,80 - Nur noch € 5,00



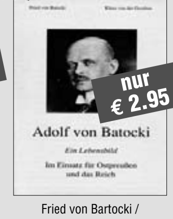
Hildegard Ratanski
Getränkte Erde – Lebenerinnerungen einer Ostpreußin
Kart., 175 Seiten, Best.-Nr.: 5679
statt € 8,90 - Ersparnis 66 %



Johanna Tuliszka
Und weidet mich auf einer grünen Aue
Erinnerungen einer Berlinerin, aus dem Jahrgang 1923
Kart., 620 Seiten, Best.-Nr.: 5712
statt € 24,00 - Ersparnis 87 %



Hans Zeidler
Als Ostpreußen verloren ging
Kart., 63 Seiten
Best.-Nr.: 6024, Nur noch € 1,95



Fried von Bartocki / Klaus von der Groeben
Adolf von Bartocki
Das Lebensbild des ostpreuß. Oberpräsidenten, Kart., 201 Seiten
Best.-Nr.: 5892, Nur noch € 2,95

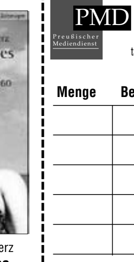


Berhard Rogge
Das Buch von den preußischen Königen
Begegnen Sie den preußischen Königen von Angesicht zu Angesicht, Reprint von 1895
Geb., 624 Seiten mit Abb.
Best.-Nr.: 5740, € 29,95





Luise und Hubertus Herz
Alles erlebt, alles erlitten
Erinnerungen an ein bewegtes Leben 1914–1960
Kart., 294 Seiten
Best.-Nr.: 2662, € 19,80



PMD Preußischer Mediendienst

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

07/07

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

Von Friedrich dem Großen gelernt

Der Habsburger Joseph II. kopierte Preußens Einwanderungspolitik

Von Rebecca Bellano

Wo du jetzt Wälder hast,
da wird man Äcker schauen,
Wo jetzo niemand wohnt,
da wird man Kirchen bauen,
Wo finstre Hecken sind,
wo wilde Tiere ziehn,
Da werden Gärten sein,
und schöne Rosen blühn.

Ist Preußen schon ein Land,
da Milch und Honig fließen,
So wird ein Segensbach
sich da noch mehr ergießen,
Die Menschen werden selbst
wie dort die Bienen sein,
Die tragen den besten Honig ein.

Dieses im Jahre 1732 in Leipzig erschienene Flugblatt mit dem Titel „Das preiswürdige Preußen, oder gerechte Lobes-Erhebung dieses Königreichs, wegen liebreicher Aufnahme der salzburgischen Emigranten“ gibt einen Eindruck von den Erwartungen an die verstärkte Einwanderungs- und Kolonisationspolitik unter dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. Was schon unter den Vorgängern des Soldatenkönigs seinen Anfang nahm – man denke nur an die Aufnahme der französischen Hugenotten 1685 unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm nach der Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. –, wurde von den Preußenkönigen zum Prinzip ihrer Politik. So folgten 1732 rund 20000 Salzburger Protestanten der Einladung Friedrich Wilhelms I. Unter seinem Sohn Friedrich II. fand diese Einstellung zum Thema Einwanderung dann ihren Höhepunkt.

In unser Land wird aufgenommen, Wer einen Gott und Herren, und einen König liebt! Der fremde Mann ist uns willkommen, Der davon uns Beweise gibt! So dichtete der Halberstädter Poet Johann W. L. Gleim in „An die Ausländer“ über Friedrich II. „Wer einen Gott und Herren ...“, diese frei auslegbaren Zeilen zeugen von Toleranz, was nach den jahrzehntelang andauernden Glaubenskriegen in Europa durchaus keine Selbstverständlichkeit war. Und daß es in Preußen tatsächlich nicht ganz so wichtig war, ob man nun Protestant oder Katholik war – bedingt durfte man sogar Jude sein, um willkommen geheißen zu werden –, war zur Zeit Friedrichs des Großen schon Tradition, die dieser vertiefte.

Nach der Eroberung des überwiegend katholischen Schlesien konnte Friedrich II. beweisen, daß es ihm mit der Toleranz wirklich ernst war. Er verbot jeden Streit zwischen den beiden großen christlichen Glaubensbekenntnissen. Um seine Neutralität in kirchlichen Dingen zu belegen, stellte er 1747 in Berlin ein Grundstück für den Bau einer römisch-katholischen Kathedrale zur Verfügung. Die königliche Erlaubnis und das dazu geschenkte Grundstück mitten in der preußischen Hauptstadt zeigten, wie der König es mit der Toleranz hielt. Zudem war die Hedwigskathedrale auch ein Entgegenkommen an Schlesien, denn jene Heilige Hedwig galt als Schutzpatronin der Region. Auch Aussagen wie „Alle Religionen sind gleich und gut, wenn nur die Leute, so sie professieren, ehrliche Leute sind. Und wenn Türken und Heiden kämen und wollten das Land peuplieren, so wollen wir ihnen Moscheen und Kirchen bauen lassen. Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist“ fügen sich in das Bild friderizianischer Toleranz. Einer der berühmtesten Sätze Friedrichs lautet: „Die Religionen müssen toleriret werden, und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tue, denn hier muß ein jeder nach seiner Fasson selig werden.“

Bei allen Überlegungen zum Thema Friedrich II. und die Toleranz darf man jedoch eines nie außer acht lassen: den Staatsmann, der zielstrebig nach aufgeklärten Maßstäben sein Reich zur Großmacht in Europa ausbauen möchte. Je mehr Menschen, desto mehr Waren und Werte konnten erschaffen werden, desto besser war die Landesverteidigung organisiert und desto größer wirkte der Staat dann nach außen, so die Devise.

Um auch im Kernbereich des Landes Kolonisten anzusiedeln, machte Friedrich II. vorher unbewohnbares Land besiedelbar. Durch regulierende Eingriffe in die Natur, vor allem in der Wasserwirtschaft, wurden ganze Landstriche landwirtschaftlich nutzbar gemacht. So ließ der Monarch in Vor- und Hinterpommern eine Großzahl der Sümpfe trocken legen, um dort an die 100000 Personen neu

Eine Großmacht braucht Menschen

anzusiedeln. Um die Siedler zusammenzubekommen, rief der Staatsmann „ausländische Bankiers, Kaufleute, Manufacturbesitzer, Tuchmacher, Strumpfweber, Stricker, Metallarbeiter, Knopfmacher, Hutmacher, Gerber, Bürstenbinder und Seifensieder zur Einwanderung auf und sicherte ihnen für einen bestimmten Zeitraum nicht nur die Befreiung von verschiedenen Lasten einschließlich des Militärdienstes zu, sondern hieß auch Angehörige aller Glaubensbekenntnisse willkommen“.

Liest man die Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden. Berlin 1781“ des preußischen Gelehrten Christian Wilhelm v. Dohm wird allerdings ersichtlich, daß die Toleranz Friedrichs des Großen keineswegs mit Emanzipation gleichzusetzen, wenn auch viel weitreichender als in fast allen anderen europäischen Staaten war. Dohm hebt die beschränkte Möglichkeit der Ansiedlung hervor. Außerdem wurde der Landerwerb und Pacht verwehrt, ein Universitätsstudium war nur unter erschwerten Voraussetzungen möglich, öffentliche Ämter wurden ihnen nicht gewährt. Den Juden blieb zum Lebenserwerb eigentlich nur der Handel und das Bankwesen. Schutzgelder und Zölle engten sie finanziell stärker als alle christlichen Mitbürger ein. Mischehen waren noch bis ins 19. Jahrhundert hinein untersagt. Das gesamte jüdische Leben wurde zudem in allen Bereichen vom preußischen Staat überwacht. Nur einigen wenigen besonders kapitalkräftigen Juden gestattete Friedrich der Große, seine Sondergesetze zu mißachten, damit sie Fabriken und Manufakturen errichten konnten. Aber auch bei den Katholiken gab es keine völlige Emanzipation. Schließlich wurden bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein alle höheren Staatsämter und Professuren nicht mit Katholiken besetzt, da man befürchtete, sie würden in Krisenzeiten wie beispielsweise dem Siebenjährigen Krieg zugunsten der katholischen Mächte agieren.

Betrachtet man allerdings die damalige Gesellschaft unter dem Aspekt der Gleichbehandlung, so stellte gar nicht mal so sehr die Religion, sondern vielmehr die Ständezugehörigkeit den trennenden Faktor dar. Zwar galten vor dem Gesetz dank Friedrich II. alle Menschen als gleich, doch laut Ständewesen waren sie alle wieder ungleich. So kam es beispielsweise erst im Zuge der Reformen von Karl Freiherr vom und zum Stein zur Bauernbefreiung. Ein gewissen Bauernschutz wollte und konnte Friedrich II. jedoch durchsetzen, wobei sich selbst der absolute Monarch auf Streitereien mit den auf ihren Vorteil bedachten adligen Großgrundbesitzern einlassen mußte.

„Ein jeder neue Unterthan ist eine neue Eroberung.“ Diese Bemerkung stammt nicht von Friedrich dem Großen, sondern von dem österreichischen Aufklärer Joseph von Sonnenfels. Doch diese schon unter der Regierungszeit von Maria Theresia geäußerte Erkenntnis war keineswegs kennzeichnend für die österreichische Politik. Schon Vater und Onkel der österreichischen Herrscherin waren ziemlich rabiat mit den Nicht-Katholiken umgegangen. Geldstrafen, Prügelstrafen, Gefängnis, Umerziehung, Ausweisung. Viele fanden letztendlich in Preußen Aufnahme. Auch Hussiten aus den tschechischen und slowakischen Regionen ihres Reiches wanderten nach Preußen aus. Es entstanden in Preußen ganze Stadtteile und Gemeinden, die nur von böhmischen Glaubensflüchtlingen bewohnt waren, und die von Friedrich dem Großen nur behutsam assimiliert wurden, da man ihnen ihre Kultur und Religion nicht gewaltsam nehmen wollte. Joseph II., von 1765 bis 1780 Mitregent seiner Mutter, erkannte sehr wohl das Problem. „Werden hingegen diese Erdrückungen ... sobald als möglich abgestellet, so wird mit der aufhörenden Ursache die Emigration von selbst aufhören.“ Doch die in den österreichischen Landen allmächtige katholische Kirche und auch das System der Leibeigenschaft unterdrückten die Bevölkerung, die hoffte, in dem als tolerant geltenden nahen Preußen zumindest in Glaubensdingen „nach eigener Facon selig zu werden“.



Vorbild und Feind zugleich: Der Sohn Maria Theresias trifft 1769 den Preußenkönig Friedrich II. in Neiße. Foto: BpK

„Ohne herrschende Religion?“ – diese von Entsetzen gekennzeichnete Frage Maria Theresias an ihren Sohn und Mitregenten Joseph II. charakterisiert den Konflikt zwischen den beiden Herrschern.

Maria Theresia verweigerte sich

Für sie war religiöse Toleranz identisch mit Religionslosigkeit, doch ihr ebenfalls katholischer Sohn sah dies ganz anders. Er war davon überzeugt, daß Toleranz die feindliche Stimmung im Land und im ganzen Reich neutralisiere, während Maria Theresia am liebsten alle christlichen Minderheiten in den Schoß der katholischen Kirche gezwungen hätte. Nur verhältnismäßig widerwillig setzte Maria Theresia manche Ideen des von ihr verabscheuten Friedrichs II. um. In Sachen Toleranz war sie jedoch trotz des mehrfach von ihrem Sohn betonten wirtschaftlichen Nutzens nicht zu bewegen.

Mit dem Tode Maria Theresias 1780 hatte Joseph II. nun die Möglichkeit, die von ihm schon seit langem propagierte Toleranzpolitik endlich umzusetzen. Als ersten Schritt hob er das Religionspatent von 1778 auf, das den Besitz lutherischer Bücher und das Abhalten von nicht-katholischen Gottesdiensten untersagte. Von dem Moment an war die Zugehörigkeit zum katholischen Glaubensbekenntnis nicht mehr Voraussetzung für das Eingehen einer Ehe. Auch die immer noch geltende Verbannung wurde endlich beendet, zudem der Druck von protestantischen Büchern zugelassen wurde. Gemäß einer Empfehlung eines anonymen Autors, die jedoch einem der aufgeklärten Berater Josephs II. zuzuschreiben sein dürfte, sollte der Kaiser seine tolerante Einstellung gegenüber den Nicht-Katholiken in Form eines Patents zum Gesetz machen, doch hier verweigerte sich der trotz allem überzeugte Katholik. Allerdings durften beispielsweise die bekennenden Protestanten immer noch keinen Grundbesitz erwerben, und ohne Sondererlaubnis war ihnen auch die Beschäftigung von Arbeitern untersagt. In einigen Gebieten durften sich Protestanten nicht ohne vorherige Erlaubnis des dortigen Pfarrers niederlassen.

Es war vor allem der schon Maria Theresia treu dienende und sogar von Friedrich dem Großen als kluger Staatsmann gelobte Staatskanzler Kaunitz, der den Kaiser zum Erlaß eines Toleranzpatentes drängte. Wollte man also den Abwanderungsdruck abbauen, mußte man zunächst die religiösen Minderheiten zu Habsburger Patrioten machen. Diesen Argumenten konnte sich auch der Kaiser nicht verschließen, und so kam es am 13. Oktober 1781 zum Erlaß von verschiedenen Toleranzpatenten, denn jede Provinz, von Wien über Oberösterreich, Ungarn, Böhmen, Mähren, Galizien und die Niederlande bis zu den einzelnen italienischen Territorien, erhielt ihr eigenes Patent. Diese im Detail unterschiedlicher Patente galten zudem nur für Lutheraner, Kalvinisten und Orthodoxe sowie – hier mit Abstrichen – für die Juden. So durften die drei christlichen Gruppen jeweils ab 100 Familien eigene Gemeinden bilden, wobei ihnen beim Bau ihrer Kirchen Türme und Glocken untersagt wurden. Auch durften sie unter Staatskontrolle auf eigene Rechnung Priester und Lehrer ernennen. Die neuen Rechte der Juden waren keineswegs so ausgeprägt, wobei vor allem die Wiener Juden, von denen viele wohlhabend waren, bevorzugt behandelt wurden. In manchen anderen Regionen hingegen kam man den Juden kaum entgegen. Daher ist es schwierig, verallgemeinernde Aussagen zu treffen. So erhielten die Wiener Juden im wesentlichen Rechtsgleichheit, das Recht auf freie wirtschaftliche Tätigkeit, sei es im Gewerbe, sei es im Handel. Beseitigt wurden auch die diskriminierenden Kleiderordnungen und anderes mehr; Anlaß zur Kritik bot indes der Versuch, die Juden zur Assimilation zu zwingen, indem sowohl die Gemeindebildung verboten als auch der Gebrauch des Hebräischen eingeschränkt wurde. Schutzgelder und Zuwanderungsbeschränkungen machten den Juden zudem weiter das Leben schwer.

Alle anderen Glaubensgruppen wurden weiterhin als Sekten verfolgt, so die Deisten, Adamiten, Abrahmiten, Israeliten und die Lampelbrüder, die unter dem Sammelbegriff Hussiten bekannt waren. Hier kam Joseph II. wieder den Wünschen der katholischen Kirche entgegen und ließ die Anhänger der als Sekten verschrieenen Glaubensrichtungen auspeitschen und zwang sie in Umerziehungskursen zur Konversion.

„Je n'ai fait que vouloir ...“, ich habe immer nur gewollt, schreibt Joseph II. wenige Tage vor seinem Tod an Katharina II. Die Toleranzpatente sind neben der Bauernbefreiung und einigen kirchenpolitischen Maßnahmen letztendlich alles, was über den Tod des zu seiner Zeit ungeliebten Modernisierers im Sturmritt hinaus Bestand hatte.

Das Ostpreußenblatt

Nr. 7 – 17. Februar 2007

MELDUNGEN

Las Vegas am Pregel

Königsberg – Der Pregelmetropole winkt ein ungewöhnlicher Standortvorteil. Auf Antrag des Staatspräsidenten hat die russische Duma beschlossen, das Glücksspiel in der Russischen Föderation auf vier Zonen zu beschränken – und eine von diesen soll im Königsberger Gebiet liegen. Am 1. Juli 2009 soll die neue, restriktive Glücksspielregelung in Kraft treten und die Exklave damit ein Dorado für Glücksspieler werden. Die Entscheidung, wo die Königsberger ihre Zone einrichten, ist noch offen. Groß Dirschkeim und Groß Hubnicken sind ebenso im Gespräch wie die Frische Nehrung und Neuhausen.

AKW für Königsberg

Königsberg – Georgij Boos, Gouverneur des Königsberger Gebietes, hat sich auf einer Pressekonferenz für den Bau eines Kernkraftwerke in der russischen Exklave ausgesprochen. Er tat dieses vor dem Hintergrund der Frage, wie am schnellsten die Königsberger ausreichend mit elektrischer Energie versorgt werden können.

Pläne zum Bau eines Atomkraftwerkes (AKW) hatte es schon in den 70er Jahren gegeben, doch war die Sache damals auf Eis gelegt worden, weil es an ausreichender Nachfrage aus der örtlichen Industrie gefehlt hatte.

Der polnische Nachbar ist gegen das von den Russen geplante AKW. Explizit hat sich der polnische Konsul im Königsberger Gebiet, Jaroslaw Czubinski, in diesem Sinne geäußert. Laut Bartosz Chichocki vom Zentrum für Oststudien in Warschau hat Polen von einem derartigen Kraftwerk keinen Nutzen. Währenddessen gibt Tadeusz Baryla vom Zentrum für wissenschaftliche Forschungen in Allenstein Entwarnung. Er bezweifelt, daß ein derart ambitioniertes Projekt derzeit realistisch ist, da die Russen gegenwärtig andere Probleme hätten.

BMW X3 aus Königsberg

Königsberg – Das Automobilwerk „Avtotor" hat nun auch das BMW-Modell X3 in sein Fertigungsprogramm aufgenommen. Von den insgesamt fünf Varianten werden in der Pregelmetropole jene mit dem 2,5- und dem 3-Liter-Motor mit 218 beziehungsweise 272 PS gebaut. Diese Fahrzeuge russischer Produktion sind zehn bis zwölf Prozent günstiger als die deutschen.



BMW X3 Foto: BMW

Putin-Residenz in Neukuhren

Präsident der Russischen Föderation soll neuen Dienstsitz an der Samlandküste bekommen

Von Jurij Tschernyschow

Der Präsident der Russischen Föderation soll eine Residenz in Neukuhren erhalten. Schon im Herbst vergangenen Jahres wurde öffentlich über den Bau eines zusätzlichen Dienstsitzes für Wladimir Putin im nördlichen Ostpreußen spekuliert. Die Regionalregierung wählte als Standortvorschläge drei Grundstücke in unterschiedlichen Ecken des Königsberger Gebiets aus – neben Neukuhren noch eines auf der Kurischen Nehrung und eines im Binnenland. In der Verwaltung des Präsidenten fiel die Entscheidung.

Neukuhren wurde erstmals 1297 in Chroniken als Siedlung erwähnt. Die natürliche Bucht der Siedlung schien ein idealer Ort für Fischerboote. Im Jahr 1904 wurde in der Bucht von Neukuhren ein Hafen gebaut, der bis in die jüngste Zeit genutzt wurde. 1924 wurde dieser Hafen zu einem Seehafen ausgebaut. Neukuhren war damals Hafenstadt und Kurort. Ab 1837 wurden Kuranlagen errichtet. Sanatorien, Pensionen und vornehme Villen schossen aus dem Boden. Mit ihrem breiten Strand und dem natürlichen Waldstreifen entlang der Küste zog der Ort viele Erholungssuchende an. Damals galt Neukuhren als Paradies. Die Schönheit des Ortes erschloß sich einem jedoch nicht gleich auf den ersten Blick. Man mußte Neukuhren schon durchwandern. Je weiter man durch Neukuhren schlenderte, desto mehr Schönheit und Anmut wurde das Auge gewahr: bewundernswerte Dorfstraßen, prachtvolle Gärten, beispielhafte Wanderwege, der breite Strand und das Meer.

Leider ist von dem Aufgezählten so gut wie nichts erhalten, außer der schönen Bezeichnung „Kurort Neukuhren". Heute gibt es dort keine Kuranlagen mehr. Ein chronisches Problem, das zum Himmel stinkt, kommt hinzu: Es vergeht kaum ein Jahr, in dem es nicht zu einem Unfall in dem nahegelegenen Klärsammelbecken kommt und Fäkalien direkt ins Meer gelangen.



Neukuhren: Hier soll die neue Residenz des Präsidenten der Russischen Föderation entstehen. Foto: Tschernytschow

Trotzdem ist man in Moskau schon Anfang der 90er Jahre auf Neukuhren aufmerksam geworden. Unter Jelzin entschied die russische Regierung, dem Ort den Status eines Kurorts zu verleihen. Zu entsprechenden Konsequenzen hat das allerdings nicht geführt. Die meisten Erholungssuchenden ziehen es deshalb vor, nach Rauschen, auf die Kurische Nehrung oder nach Cranz zu fahren.

Und dennoch soll hier in Neukuhren demnächst eine Residenz für den Präsidenten der Russischen Föderation entstehen. Für das Königsberger Gebiet bedeutet die Standortentscheidung eine große Chance, um die viele Regionen der Russischen Föderation sie beneiden. In Neukuhren ist das die derzeit meist diskutierte Neuigkeit. Die Bewohner können ihre Begeisterung kaum zurückhalten: „Es werden hervorragende Straßen gebaut, alles wird repariert. Alle werden mit Gas versorgt, das Meer und der Strand werden sauberer werden." In der Tat ist es wahrscheinlich, daß der Ort als Sitz des Staatsoberhauptes einen neuen Aufschwung erleben würde. Der Hafen würde zu einem Zentrum für die Ausflugsschiffahrt werden und eine Schnellstraße den Ort mit der Hauptstadt verbinden. – Ende dieses Jahres ist man schlauer.

Zum Malen auf die Nehrung

Karina Stängle versucht mit ihrer Gruppe, die Schönheit Niddens und seines Umlands einzufangen

Zur Vernissage und ihrer Abschlußausstellung in Nidden auf der Kurischen Nehrung hatten sich einige deutsche Maler eingefunden. Die Arbeiten hängen angeklammert an der Schnur auf der Hotelterrasse am Haff. Zwei Wochen lang waren die Maler auf Jagd nach den Motiven und stellten in den letzten Tagen fest, daß ihnen noch ungemalte Bilder für mindestens einen Aquarellblock fehlten beziehungsweise daß ihnen das Aquarellpapier für diese Motive ausgegangen war.

Was war in diesen beiden Wochen geschehen?

Der Wind, der von Westen die Dünenlandschaft empor streicht, entwickelt ein leises Rauschen in den Strandhaferflächen, deren Blütenstände in der Sonne golden aufleuchten. Die sogenannten Rippelmarken bilden hier ein lebendiges Muster auf dem Sand. Je höher man steigt, desto deutlicher findet man dieses Muster wieder vor, da der Wind hier oben stärker bläst. Die Rillen werden deutlicher und fester. Sie sind den Wellen auf dem Haff bei leichter Brise sehr ähnlich.

Die Malerin Karina Stängle und ihre Malgruppe sind auf dem gewaltigen Kamm der „Hohen Düne" auf der Kurischen Nehrung angelangt. Ihr Blick schweift über die erhabene Welt der Dünen. Zu beiden Seiten der Nehrung ist Wasser: die Ostsee rechts, das Kurische Haff links, an unterschiedlichen Blautönen auszumachen. In der Ferne kann man ahnen, wo der Wind den Sand der Düne in das Haff treibt, sich die Düne ins Haff stürzt.

Die Gruppe ist zum Aquarellieren hier oben und sucht den schönsten Blick für ihre Bild-Komposition auf dem Torchonpapier. Es ist zu überlegen: Wo setzt man die Horizontlinie? Wieviel Himmel mit Wolkengebilden möchte man sehen? Wie gestaltet man den Vordergrund, wenn man in das Bild hineingehen möchte? Für Stängle ist klar, daß sie den hellen Sand gegen den tiefkobaltblauen Wolkenhimmel setzt. Hell gegen dunkel bringt Spannung in das Bild. Das Licht der Sonne verdeutlicht die Farben. Die Gestaltung der freien Sandfläche könnte in kleinen Mustern nach „Klee" gelingen.

Vom Licht über der Nehrung lebten auch die Maler der „Künstlerkolonie Nidden". Von der „Sandakademie" sprachen die Kunststudenten der Königsberger Akademie. Sie schwärmten von dem wechselnden Licht und der sich ändernden Farbe auf dem Dünenrücken. Schwebt der Schatten einer Wolke darüber, mußte man einen violetten Ton auf die Fläche setzen. Die Expressionisten wie Pechstein, Schmidt-Rottluff, Heckel, Mollenhauer griffen dafür kräftig in die Farbe. Zinnoberrot war besonders beliebt.

Seit 2001 leitet Stängle Malgruppen. Die Betreuung übernimmt das Reisebüro Litauen-Reisen Willoweit von Sofija und Aurelius. Man wohnt im historischen Hotel Blode, heute in aktuellem Charme, doch leider ohne die berühmte Veranda. Es liegt vom Thomas-Mann-Haus nur fünf Minuten entfernt. Im August wird dort zu Konzerten mit litauischen Solisten geladen. Man sitzt im Wohnzimmer der Manns oder lauscht an den warmen Sommerabenden von der Veranda aus.

Ein anderes Mal mußte die Malgruppe früh genug im Haus sein zu einer Lesung aus „Königliche Hoheit" und „Die Reise nach Tilsit". Die Gruppenmitglieder hatten die Kulisse der letzten Geschichte den ganzen Tag auf der Bootsfahrt über das Haff verinnerlicht.

Auch der leichten Muse war in Nidden gedacht: Wohltätigkeitskonzerte zugunsten Blinder wirkten nicht nur auf die Jugend wie ein Magnet. Vor dem Yachthafen war eine stattliche Bühnenkonstruktion aufgebaut. Der Sound ließ keinen Wunsch offen. Bemerkenswert ist, daß alle Stücke in der Landessprache gesungen wurden.

Ein anderes Mal erlebte die Gruppe Volksmusik pur mit großartigem Aufbau und Technik. Bekannte litauische Sänger und Volkstanzgruppen gestalteten das Festival. Das Fernsehen war vor Ort. Zwei Stunden später entdeckte man sich im Hotel auf dem Bildschirm.

Was Stängle hier auffiel, war die lockere Tanzfreudigkeit der Zuhörer auf dem Rasen vor der Bühne. Ein Wippen, ein Schunkeln, ein

Fortsetzung auf Seite 16

Zum Malen auf die Nehrung

Fortsetzung von Seite 15

Anfassen, ein Drehen – die jungen Männer machten hier den Anfang bei den Tänzen im Kreis und den Promenaden. Diese Freude hatte nicht viel mit Bier zu tun.

Auffallend war die geringe Zahl deutscher Touristen. Möglicherweise hat die Fußball-WM Reisende abgehalten und sowohl die Anreise als auch die Unterkünfte in Nidden sind relativ teuer. Dafür sind jedoch die Gaststättenpreise für Speisen wie Rote Beetesuppe, auch „Die Kalte“ genannt, Ceppelinis, Kartoffelkuchen, Plinies, Zander, Scholle, Hering oder Knoblauchbrot und Getränke wie Bier, Wodka, oder Beaujolais sehr niedrig; im Schnitt zahlt man hier nur ein Drittel des in der Bundesrepublik Deutschland üblichen Preises. Dazu kommen die günstigen Angebote an einheimischen Gütern beispielsweise im Supermarkt vor Ort oder auf dem Memeler Markt, wo Früchte des Sommers, Honig unterschiedlichster Sorte, Pilze, Baumkuchen, Räucherfische angeboten werden. Wer sich für Leinenkleidung begeistert, findet in Boutiquen pfiffige Mode von Kopf bis Fuß, ebenso farbige Tischwäsche. Bei alldem nicht zu vergessen ist der ebenso schöne wie preiswerte vielfältige Bernsteinschmuck.

Trotzdem halten viele Gäste sich nur ein paar Tage auf, um dann weiter ins Baltikum zu reisen. Ein weiterer Grund für die wenigen Touristen mag in dem geringen Fassungsvermögen der kleinen Maschinen liegen, welche diese Gegend Ostpreußens anfliegen.

Doch zurück zur Vernissage der Maler am letzten Tag: Nach den Reden der Maleléven und der Hoteldirektorin widmeten sich Hotelgäste, Promenadenbummler und andere Neugierige den Werken, dem Sekt, der Torte. Verkauf nicht ausgeschlossen. Ein echter Magier aus der Gruppe verblüffte die Gesellschaft mit seinen Fertigkeiten beim Wegzaubern, Erzaubern, Verlängern, Verkürzen, Leeren, Auffüllen. Zu guter Letzt entstand einfach so aus einer Papierserviette eine Rose mit Blatt. Das „Wie“ bleibt das Geheimnis des Magiers. Peter, so sein Name, nahm es mit nach Hause bis zum nächsten Malkurs nächsten Sommer.

Einmal durchatmen hieß es am Ostseestrand. Den Abschlußsonnenuntergang wollte niemand versäumen. Die Sonne machte es spannend. Wunderschön gestaltete sie ihren Auftritt in Karminrot. Am Himmel in Ultramarinviolettfarben tauchte sie in der See ein. Dieses herrliche Schauspiel und die zwei gelungene Wochen mit guten Malergebnissen galt es zu feiern. Flaschen mit Sekt und Wodka zu Räucheraal kreisten. Der Kommentar einer Teilnehmerin: „Wißt ihr eigentlich, daß man vom Lachen betrunken werden kann?“ trug erheblich zu einer Steigerung der Heiterkeit bei. Alle hoffen nun auf ein Wiedersehen im nächsten Sommer, wenn Karina Stängle vom 28. Juli bis 11. August und vom 18. August bis zum 1. September zum siebten Mal Malen in der Sommerfrische von Nidden durchführt. *K. S.*

Interessierte erhalten weitere Informationen bei Karina Stängle, Rosmarinweg 11, 73733 Esslingen, Telefon / Fax (07 11) 3 70 10 45, oder Litauen-Reisen, Telefon (09 31) 8 42 34.

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,
unermüdlich ist Herr **Alfred Albrecht** in der Familien- und Heimatforschung tätig, aber auch er muß wie wir feststellen, daß die Zeitspanne immer größere Lücken reißt. Wir sind für ihn wieder einmal die letzte Hoffnung, ein Familienbild zu vervollständigen – möge es gelingen. Es geht um **Erika Grete Felchner** aus dem masurischen Dorschen, Kreis Lyck, * 24. April 1927 in Trotzigsberg, Kreis Sensburg. 1943 hat Erika Felchner ihr Pflichtjahr angetreten, wahrscheinlich bei einer Familie **Peters** in der Kaiser-Wilhelm-Straße 36 in Lyck, in der sie die vier Kinder im Alter zwischen vier und zwölf Jahren betreute. Mit dieser Familie ging sie dann gemeinsam auf die Flucht, die sie nach Mecklenburg vermutlich in den Raum Malchin-Stavenhagen führte. Von dort soll die Familie später allein in den Westen gegangen sein. Was ist aus Erika Felchner geworden? Ein gerettetes Foto zeigt ein schlankes, hochgewachsenes Mädchen mit schmalem Gesicht und kurzen dunkelblonden oder braunen Haaren. Es ist nun der Wunsch des Suchenden in Erfahrung zu bringen, wo die Nachkommen der Familie aus Lyck leben, um sie nach dem ehemaligen Pflichtjahrmädchen befragen zu können. Bei den von ihr betreuten Kindern handelt es sich um vier Mädchen, deren Vornamen nur vage angegeben werden können: **Frauke – Franka – Ruth**? Sie dürften sicherlich durch Heirat andere Namen tragen, und es ist auch fraglich, ob sie diese Zeilen lesen. Aber vielleicht helfen alte Lycker oder Freunde der Familie weiter. (Familien- und Heimatforschung Alfred Albrecht, Kurt-Bennewitz-Straße 35 in 04838 Eilenburg, Telefon 0 34 23 / 65 93 77.)

Erika Grete Felchner aus Dorschen, Kreis Lyck Foto: privat

Da hat unsere Ostpreußische Familie wieder einmal gespurt: Zur Frage unseres Lesers **Michael Magdziok** nach dem Geburtsort seines Großvaters kamen so viele Zuschriften, daß ich geradezu überwältigt war. Aber nicht nur die Anzahl überraschte, sondern vielmehr noch die präzisen Aufzeichnungen, die beweisen, wie intensiv sich unsere Leser und Leserinnen mit dem Suchwunsch beschäftigten – wobei ich bewußt die männlichen Schreiber zuerst nenne, denn sie waren diesmal weit in der Überzahl. Es ging um den Ort Hindenburg im Großen Moosbruch, in dem der Großvater des Suchenden, **Herbert** Magdziok geboren wurde – vermutlich, so hätte der Enkel schreiben sollen, denn es stellte sich durch unsere Leser heraus, daß es sich nicht um das ostpreußische Hindenburg, sondern um die in Oberschlesien gelegene Industriestadt handelt. Ich war auch beim Bearbeiten des Falles etwas stutzig geworden, da der Schreiber erwähnt hatte, daß sein Urgroßvater aus Klein Zabrze stammte, das angeblich bei Hindenburg im Kreis Labiau gelegen haben soll. Den Namen konnte ich in meinen Ortsverzeichnissen nicht finden, deshalb nahm ich an, daß er fehlerhaft geschrieben war, vielleicht war er nur mündlich weitergegeben worden – na, und was da manchmal bei unseren alten ostpreußischen Ortsnamen herauskommt, haben wir schon oft genug erfahren müssen. So aber klang der Name polnisch und paßte damit überhaupt nicht in die Landschaft. Trotzdem kam ich nicht auf die Idee, daß das oberschlesische Hindenburg gemeint war, weil die Herkunftsorte anderer Vorfahren, die Herr Magdziok ebenfalls suchte, in Ostpreußen lagen. Es gibt auch noch weitere Orte dieses Namens in Pommern und bei Wittenberge. Aber nun steht kraft der Bemühungen unserer Leser einwandfrei fest, daß es sich um das oberschlesische Hindenburg handelt, das bis 1915 Zabrze hieß, dann in Hindenburg umbenannt wurde wie drei Jahre später auch der Ort Groß Friedrichsgraben I im Großen Moosbruch. Seit 1945 trägt die oberschlesische Industriemetropole wieder den polnischen Namen. Aber was ist nun mit „Klein-Zabrze“? Das konnten die meisten Leser trotz emsiger Bemühungen nicht ausmachen, vermuteten, daß es sich um einen nichtamtlichen, volkstümlichen Namen handelte – aber dann gab es doch die richtige Lösung. **Jürgen Erdmann** fand im Internet die Geschichte des Ortes von 1305, aus der hervorgeht, daß mit der Gründung der Kohlengrube im Jahre 1790 deren Arbeiter in Klein-Zabrze angesiedelt wurden. 1905 wurden die verschiedenen Dörfer zur Gemeinde Zabrze vereint. Auch **Günther Lotzkat** fand in seinem Andrees-Atlas von 1893 die Orte Alt- und Klein-Zabrze als Vorläufer des späteren Hindenburg. Da muß Herr Magdziok also in Oberschlesien weiter suchen. Hilfestellung gaben ihm schon unsere so emsigen Aufspürer, die auf die Forschungsmöglichkeiten bei den Mormonen (Kirche Jesu Christi der Heiligen





Ruth Geede Foto: privat

der Letzten Tage) hinweisen. Herr **Hans-Georg Baltrusch** hat sogar von einer CD (Family History Library Catalog) einige Listen mit Mikrofilmnummern ausgedruckt, die für die Forschungen an den Lesegeräten der Genealogischen Forschungsstellen der Mormonen von Bedeutung sein können. Herr Lotzkat gab konkrete Hinweise auf die Forschungsstelle in Hannover, da Herr Magdziok in Niedersachsen wohnt. Ich danke vorerst allen Weichenstellern, die halfen, die richtige Spur zu finden.

Mit der Internierungszeit in Dänemark befaßt sich Frau **Margot Spitzeder** geborene **Scharffenberg**. Sie bittet alle Flüchtlinge, die bis 1948 im Lager Rom / Nordjütland leben mußten, sich an sie zu wenden. Frau Spitzeder, eine Königsbergerin, hat übrigens in ihrer Geburtstadt eine unerwartet positive Erfahrung machen können. Sie fand im Stadtarchiv von Königsberg Unterlagen aus dem Jahr 1907 über ihren Großvater, darunter die Ernennungsurkunde zum Superintendenten von Königsberg Land mit der Kirche in Quednau. Erstaunt war sie, daß sie nach Angaben der Russen die erste Deutsche gewesen sei, die dort nach Unterlagen geforscht hat. (Margot Spitzeder, Am Heiligen Rain 25 in 61440 Oberursel, Telefon 0 61 71 / 46 00, Fax 0 61 71 / 95 95 27.)

Alte Fotos sind gerade für uns Heimatvertriebene mehr als eine Erinnerung, mehr als ein Dokument. Sie sind ein Stück wiedergefundene Kindheit, Jugend, Familie, sind erhaltene Heimat, die auch nach Jahr und Tag sichtbar wird. Sie haben bewahrt, was verloren schien und geben es uns zurück. Unsere Ostpreußische Familie ist da schon oft zu einer überraschenden Vermittlerin geworden, auch ich habe so manches Stück „bewahrte Vergangenheit“ wiederbekommen. Aber in der kleinen Geschichte, die unsere Leserin **Ingrid Scheuer** erzählt, spielen wir nur eine Nebenrolle. Ich will sie aber doch bringen, wenn auch etwas gekürzt, weil sie so gut in diesen Rahmen paßt. Sie beginnt im Herbst 1943 in Trankwitz im samländischen Ostpreußen. Aber lassen wir Frau Scheuer selber erzählen, die damals noch Ingrid **Erdmann** hieß und elf Jahre alt war.

„Meine Mutter hatte zwei Arbeitspferde vom Gestüt Romanowski in Königsberg gekauft, ‚Kugel‘ und ‚Lore‘, eine trächtige Schimmelstute. Ich war ganz aufgeregt und wartete sehnsüchtig auf das Fohlchen, aber das sollte erst im Herbst kommen. Da Lore Bewegung brauchte, durfte ich sie reiten, natürlich ohne Sattel, ich war ja ein ostpreußisches Bauernkind. Wunderschön war es auf dem runden Rücken unseres Pferdes, und ich war gespannt, was die Trankwitzer Kinder sagen würden. Etwa zwei Kilometer war ich geritten, als die Stute stehen blieb. Da half kein Zureden, keine Bewegung mit den Zügeln oder Beinen, sie stand. Die Gute wollte zurück in den Stall. So blieb mir nichts anderes übrig, als nachzugeben und den Heimweg anzutreten. Am 19. März 1944 wurde das ersehnte Fohlchen geboren. Es war ein Stutfohlen und bekam den Namen ‚Liane‘ – er mußte mit L anfangen nach dem ersten Buchstaben im Namen der Mutter. Wäre es ein Hengstfohlen gewesen, hätte der Name mit G beginnen müssen. Denn der Vater war ‚Großfürst‘ – das müßte schon ein tolles Pferd sein, das solch einen großartigen Namen hatte.“

Ingrid Scheuer erzählt dann, wie das Fohlen von den Kindern verwöhnt wurde, ausgelassen herumtobte, viel Schabernack machte, und auf der Fohlenschau eine glänzende Beurteilung bekam. „Wie glücklich und stolz ich war, kann wohl jeder Pferdeliebhaber verstehen!“ Das verstand auch eine 17jährige Königsbergerin, **Gisela Arndt**, deren Mutter und zwei Brüder bei den Scheuers einquartiert waren. Sie selber mußte in Königsberg bleiben, kam aber an den Wochenenden – zu Fuß am Landgraben entlang – nach Trankwitz. Sie liebte und fütterte auch das Fohlen, dem dann leider etwas sehr Trauriges geschah: Die Mutterstute erkrankte und starb. Ein großer Verlust für die Familie, vor allem aber für das Fohlen, von dem dann – wie von allen Tieren, Haus und Hof – die Familie Abschied nehmen mußte, als am 29. Januar 1945 der Russe vor Trankwitz stand. Hier hätten eigentlich Ingrids Erinnerungen an die geliebten Pferde enden müssen – aber jetzt, nach 62 Jahren, wurden sie wieder auf unverhoffte Weise lebendig. Es geschah auf einem Ostpreußentreffen in Meiningen, das Frau Scheuers Freundin **Inge Mordhorst** leitete. Als der Name „Trankwitz“ fiel, sagte eine Königsbergerin: „Da war doch meine Mutter einquartiert! Ich erinnere mich, daß mein kleiner Bruder dort in die Jauchegrube gefallen war. Und dann gab es auch ein kleines Fohlen, von dem müßte ich noch Aufnahmen haben.“ Als Frau Scheuer davon erfuhr, wußte sie sofort: Das mußte Gisela Arndt sein. Und diese hatte tatsächlich in ihrer Handtasche aus dem brennenden Königsberg und auf der Flucht zwei Fotos mit den Trankwitzer Pferden gerettet. Für sie eine liebe, sorgsam bewahrte Erinnerung, für Ingrid Scheuer aber viel, viel mehr. Was sie empfand, als sie Fotos in den Händen hielt, beschreibt sie so:



Frau mit Pferd in Trankwitz, Kreis Samland Foto: privat

„Ich war außer mir. Mit der Lupe suchte ich millimeterweise die Bilder ab, um ja noch mehr Einzelheiten zu erkennen. Wie konnte das nur geschehen? Es soll niemand sagen, daß es keine Wunder gibt! Und dann las ich noch in der ‚Ostpreußischen Familie‘ den Bericht über das neue Ermländer-Gestüt, in dem der edle Hengst ‚Großfürst‘ erwähnt wird: Lianes Vater! Manchmal denke ich, daß alles nur ein Traum ist. Ich bin sehr dankbar und glücklich darüber, daß mein Wissen über die Kinderzeit in Trankwitz nach über 60 Jahren so präsent ist. Geist und Sinne werden immer wieder neu geweckt, um unsere geliebte ostpreußische Heimat nicht zu vergessen!“

Ich finde, das ist ein wunderbares Schlußwort.

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede



ZUM 101. GEBURTSTAG

Schlemminger, Elfriede, aus Gutweide, Kreis Ebenrode, jetzt Altenwalder Chaussee, 27474 Cuxhaven, am 19. Februar

ZUM 98. GEBURTSTAG

Buttgereit, Auguste, geb. **Seller**, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Richrather Straße 63, 40723 Hilden, am 24. Februar

ZUM 97. GEBURTSTAG

Heck, Emma, geb. **Alex**, aus Schirrau, Kreis Wehlau, jetzt Wutachstraße 2 B, 79761 Waldshut-Tiengen, am 22. Februar

ZUM 96. GEBURTSTAG

Brakopp, Hedwig, aus Sdunkheim, Kreis Rastenburg, jetzt Krümmgensfeld 11, 45277 Essen, am 25. Februar

Grube, Frieda, aus Borchersdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Ahornweg 2, 51766 Engelskirchen, am 20. Februar

Karkowski, Meta, geb. **Kubillus**, aus Ackeln, Kreis Elchniederung, jetzt Hirtenweg 27, 25421 Pinneberg, am 23. Februar

Waschk, Gertrud, geb. **Bendzus**, aus Hanffen, Kreis Lötzen, jetzt Harzstraße 52, 38685 Langelsheim, am 21. Februar

ZUM 94. GEBURTSTAG

Maraun, Herbert, aus Kleschen, Kreis Treuburg, jetzt Hildebrandstraße 62, 34125 Kassel, am 19. Februar

Marquardt, Anna, geb. **Conrad**, aus Tawe, Kreis Elchniederung, jetzt Von-der-Recke-Straße 5, 58089 Hagen, am 23. Februar

Paykowski, Marie, geb. **Brandt**, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Steindamm 10, 25337 Elmshorn, am 23. Februar

ZUM 93. GEBURTSTAG

Balschun, Ernst Heinz, aus Königsberg, Hochfließ (Augstupönen), Tellrode, Kreis Gumbinnen, jetzt Sonnenweg 18, 35745 Herborn, am 20. Februar

Dobrileit, Helmut, aus Gut Groß Park, jetzt Spiek 14, 49716 Meppen, am 17. Februar

Galla, Veronika, geb. **Deptolla**, aus Fürstenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Heideweg 7, 67134 Birkenheide, am 23. Februar

Lange, Antonie, aus Gr. Rautenberg, jetzt Alexandrastraße 24, 06844 Dessau, am 25. Februar

Zagon, Martha, geb. **Kolpak**, aus Radegrund, Kreis Ortelsburg, jetzt Theodor-Fliedner-Weg 8, 45699 Herten, am 22. Februar

ZUM 92. GEBURTSTAG

Joswig, Else, aus Wittenwalde, Kreis Lyck, jetzt Mattfeldstraße 26, 30455 Hannover, am 22. Februar

Malien, Heinz, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Lilienstraße 2, 66849 Landstuhl, am 20. Februar

Rimek, Fritz, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Kaiserstraße 214, 44143 Dortmund, am 25. Februar

Striewski, Waltraud, geb. **Sypitzki**, aus Wiesengrund, Kreis Lyck, jetzt Joh. Hosp., Seniorenwohnung, Bleichenpfad 9, 26316 Varel, am 19. Februar

Tanski, Friedrich, aus Fürstenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Buschkrug-Allee 225, 12359 Berlin, am 20. Februar

Tolkmitt, Benno, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Tilsiter Weg 42, 58332 Schwelm, am 21. Februar

ZUM 91. GEBURTSTAG

Bach, Gertrud, geb. **Bendrich**, aus Jesken, Kreis Treuburg, jetzt Gerberweg 10, 32457 Porta Westfalica, am 25. Februar

Barzick, Anna, aus Rostken, Kreis Lyck, jetzt Dorfstraße 66, 51647 Gummersbach, am 19. Februar

Blumreiter, Siegfried, aus Stobern, Kreis Ebenrode, jetzt Köhlerstraße 27, 12205 Berlin, am 25. Februar

Bulka, Martha, geb. **Gusek**, aus Lisken, Kreis Lyck, jetzt Stettiner Straße 8, 25563 Wrist, am 19. Februar

Dedert, Elisabeth, geb. **Dedert**, aus Borchersdorf, Kreis Königsberg-Land, jetzt Ginsterstraße 22, 32105 Bad Salzuflen, am 19. Februar

Eberle, Erika, geb. **Selleneit**, aus Stucken, Kreis Elchniederung, jetzt Heideweg 5, 67659 Kaiserslautern, am 20. Februar

Leonhardt, Erna, aus Lyck, jetzt Dalandweg 27, 12167 Berlin, am 20. Februar

Podzuweit, Irmgard, geb. **Klimaschewski**, aus Groß Lasken, Kreis Lyck, jetzt Spannskamp 20 b, 22527 Hamburg, am 25. Februar

Schmolka, Gerhard, aus Ortelsburg, jetzt Vorländerweg 19, 48151 Münster, am 22. Februar

Voesch, Emmi, aus Lyck, jetzt Stahlwerkstraße 12, 44145 Dortmund, am 23. Februar

Waltz, Heinrich, aus Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Stolpstraße 25, 38124 Braunschweig, am 20. Februar

Winter, Erna, geb. **Gerull**, aus Groß Hoppenbruch, Kreis Heiligenbeil, jetzt Pöppinghauser Straße 17, 32756 Detmold, am 25. Februar

ZUM 90. GEBURTSTAG

Drozdowicz, Anna, geb. **Wölk**, aus Sorrehmen, Kreis Mohrungen, jetzt Zawroty / Schwenkendorf, Pl-14-331 Zabi Rog / Horn, am 24. Februar

Greger, Lydia, aus Kreis Osterode, jetzt Kolberger Straße 9, 25746 Heide, am 19. Februar

Hartwig, Hans, aus Zinten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Weinbergweg 265, 89075 Ulm, am 24. Februar

Kayss, Albert, aus Jägersdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Bruno-Salvat-Straße 7, 16816 Neuruppin, am 25. Februar

Kramell, Else, geb. **Lehmann**, aus Perwilten, Kreis Heiligenbeil, jetzt 483 Champlain JOL 1 HO, Hemmingford, Kanada, am 17. Februar

Kuhr, Gerhard, aus Karkeln, Kreis Elchniederung, jetzt 2747 Kensington Place, 61109 Rockford, Illinois, USA, am 19. Februar

Meier, Gerda, geb. **Boersch**, aus Wiekenfeld, Kreis Elchniederung, jetzt Kindergartenstraße 14, 79268 Bötzingen, am 20. Februar

Nadrowski, Otto, aus Seedanzig, Kreis Ortelsburg, jetzt Achter de Möhl 33, 24955 Harrislee, am 24. Februar

Pfeiffer, Franz, aus Marderfelde, Kreis Schloßberg, jetzt Baccumer Berg 16, 49811 Lingen, am 6. Februar

Pfeiffer, Herta, geb. **Brandstäter**, aus Marderfelde, Kreis Schloßberg, jetzt Baccumer Berg 16, 49811 Lingen, am 18. Februar

Schmidt, Otto, aus Schigallen, Kreis Labiau, jetzt Im Kirchspiel 17, 58300 Wetter / Ruhr, am 10. Februar

Trawny, Wilhelm, aus Grünlanden, Kreis Ortelsburg, jetzt Wiesenweg 9, 29588 Oetzen-Stökken, am 22. Februar

ZUM 85. GEBURTSTAG

Bamberg, Herta, geb. **Rothgänger**, aus Willkassen, Kreis Treuburg, jetzt Herner Straße 16, 44787 Bochum, am 19. Februar

Becker, Anna, geb. **Simon**, aus Schanzenort, Kreis Ebenrode, jetzt Beckerstraße 16, 38820 Halberstadt, am 20. Februar

Beyer, Gertrud, geb. **Jurkutat**, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Rodenbergstraße 23, 10439 Berlin, am 21. Februar

Botschin, Georg, aus Treuburg, Treuburger Markt 66, jetzt Moordamm 15, 25474 Ellerbeck, am 20. Februar

Brauner, Gertrud, geb. **Kudritzky**, aus Plötzendorf, Kreis Lyck, jetzt Niebuhrstraße 39 f, 10629 Berlin, am 19. Februar

Brzoska, Paul, aus Ulleschen, Kreis Neidenburg, jetzt Kirchstraße 30, 45879 Gelsenkirchen, am 25. Februar

Brosziewski, Herta, geb. **Koslowski**, aus Bittkau, Kreis Treuburg, jetzt Salzmarkt 4, 49074 Osnabrück, am 21. Februar

Fehle, Emmi, geb. **Skonietzki**, aus Chorapp, Kreis Neidenburg, jetzt Kleine Straße 12, 39524 Melkow, am 23. Februar

Hausmann, Margarete, geb. **Schwan**, aus Mogaiten, Kreis Samland, jetzt Hindenburgstraße 193, 42117 Wuppertal, am 22. Februar

Heil, Hedwig, aus Jeromin, Kreis Ortelsburg, jetzt Burgstraße 99, 29227 Celle, am 25. Februar

Hübner, Walter, aus Waldreuten, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Hohnebuchener Straße 41, 28779 Bremen, am 23. Februar

Kallendruschat, Helene, geb. **Teschner**, aus Schönrade, Kreis Wehlau, jetzt Mittelstraße 10, 57614 Stürzelbach, am 24. Februar

Mächting, Christel, geb. **Maguhn**, aus Germau, Kreis Samland, jetzt Kaulbachstraße 65, 12247 Berlin, am 21. Februar

Malinowski, Gertrud, geb. **Stanko**, aus Klein Lasken, Kreis Lyck, jetzt Thelenberg, 53567 Asbach, am 21. Februar

Meyer, Erna, geb. **Neumann**, aus Moterau, Kreis Wehlau, jetzt Seestraße 11 a, 15738 Zeuthen, am 19. Februar

Müller, Hedwig, geb. Marquardt, aus Großwalde, Kreis Neidenburg, jetzt Dorfstraße 16, 15848 Premsdorf, am 19. Februar

Neumann, Gretel, geb. **Göttel**, aus Duneiken, Kreis Treuburg, jetzt Friedastraße 10, 24937 Flensburg, am 19. Februar

Neumeister, Margarete, geb. **Lemke**, aus Struben, Kreis Neidenburg, jetzt Elisabethstraße 39, 49377 Vechta, am 21. Februar

Niedzwetzki, Max, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Am Graben 44, 81735 München, am 24. Februar

Nowotny, Elfriede, geb. **Plügge**, aus Goythenen, Kreis Samland, jetzt Vilninser Straße 14 WB 3, 99089 Erfurt, am 20. Februar

Pallasch, Irene, geb. **Rafalzick**, aus Ebenfelde, Kreis Lyck, jetz Bolivarallee 13 / I., 14050 Berlin, am 21. Februar

Possekel, Helmut, aus Damerau, Kreis Ebenrode, jetzt Magdeburger-Straße 16, 39326 Loitsche, am 22. Februar

Schilling, Hugo, aus Ahlgarten, Kreis Elchniederung, jetzt Peniger Straße 44, 09217 Burgstädt, am 19. Februar

Schwenzke, Gertrud, geb. **Liske**, aus Mägdeberg, Kreis Elchniederung, jetzt Knivsbergweg 26, 22117 Hamburg, am 19. Februar

Stepputtis, Käthe, geb. **Neumann**, aus Insterburg, Siehrstraße 6 / 7, jetzt Drosselweg 7, 39179 Barleben, am 20. Februar

Viertel, Adelheid, geb. **Bieber**, aus Burgkampen, Kreis Ebenrode, jetzt Meischnerstraße 14, 09322 Penig, am 21. Februar

Wlost, Alfred, aus Plötzendorf, Kreis Lyck, jetzt Gerther Straße 69, 44577 Castrop-Rauxel, am 20. Februar

ZUM 80. GEBURTSTAG

Berger, Eitel, aus Neidenburg, Neidenburger Straße 22, jetzt Hohenbugstraße 46, 64711 Erbach, am 21. Februar

Bolk, Reinhold aus Neuendorf, Kreis Treuburg, jetzt Hoopter-Straße 107, 21423 Winsen, am 20. Februar

Edom, Ingeborg, geb. **Durchrow**, aus Stettin / Oder, jetzt Schwiesenkamp 43, 47058 Duisburg, am 20. Februar

Fadenholz, Hildegard, geb. **Goerke**, aus Neidenburg, Gerberstraße 5, jetzt Friedrich-List-Straße 22, 18437 Stralsund, am 21. Februar

Gardewischke, Kurt, aus Schwalg, Kreis Treuburg, jetzt Lerchenweg 4, 21423 Winsen / Luhe, am 24. Februar

Gollembusch, Waltraud, aus Bremen, jetzt Hünekestraße 18, 28197 Bremen, am 20. Februar

Gripp, Karl, aus Rauschendorf, Kreis Ebenrode, jetzt Dorfstraße 41, Hus B, 24620 Bönebüttel, am 25. Februar

Harbart, Erwin, aus Saalfeld, Kreis Mohrungen, jetzt Leuschnerstraße 21, 25421 Pinneberg, am 19. Februar

Hoffmann, Alfred, aus Klein-Nuhr, Kreis Wehlau, jetzt Thomas-Mann-Straße 10, 22880 Wedel, am 21. Februar

Holländer, Alfred, aus Nickelsdorf, Kreis Wehlau, jetzt Dinslakener Straße 108, 46562 Voerde, am 22. Februar

Idel, Renate, geb. **Deirowski**, aus Woinassen, Kreis Treuburg, jetzt Elsa-Brändström-Straße 9, 30453 Hannover, am 23. Februar

Jacksteit, Bodo, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Friedrich-Naumann-Straße 13, 51373 Leverkusen, am 20. Februar

John, Erika, geb. **Ratteit**, aus Tilsit, jetzt Otto-Hahn-Straße 41, 39218 Schönebeck, am 20. Februar

Kehl, Christel, geb. **Cziehso**, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Stettiner Straße 12, 38226 Salzgitter, am 19. Februar

Kruse, Christel, geb. Drazba, aus Goldenau, Kreis Lyck, jetzt Worringer Weg 5, 41540 Dormagen, am 20. Februar

Lelenkewitz, Ursula, geb. **Sahmel**, aus Altmühle, Kreis Elchniederung, jetzt Wernzstraße 13, 78628 Rottweil, am 20. Februar

Meier, Herta, geb. **Wunderlich**, aus Demmen, Kreis Elchniederung, jetzt Geißleinweg 23, 22119 Hamburg, am 19. Februar

Neureuter, Waltraut, geb. **Abramzik**, aus Leinau, Kreis Ortelsburg, jetzt Luisenstraße 14, 74834 Elztal / Ritterm., am 24. Februar

Onischke, Ernst, aus Schallen, Trimmau, Kreis Wehlau, jetzt Karlshofstraße 24, 70599 Stuttgart, am 20. Februar

Pantel, Kurt, aus Gobienen, Kreis Elchniederung, jetzt Cranachweg 15, 31275 Lehrte, am 23. Februar

Plota, Lisbeth, geb. **Glowatz**, aus Grünsee, Kreis Lyck, jetzt Efeuweg 34, 22299 Hamburg, am 25. Februar

Prostka, Gerda, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Moosterstraße 12, Senioren-Heim Lindner 3, 219, 19376 Marnitz, am 25. Februar

Rall, Hildegard, geb. **Lenz**, aus Stadtfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Theodor-Storm-Straße 4, 24837 Schleswig, am 24. Februar

Rogowski, Rudolf, aus Groß Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Pierenkemperstraße 11, 45891 Gelsenkirchen, am 23. Februar

Roose, Martin, aus Jaugehnen, Kreis Samland, jetzt Drosselweg 25, 24539 Neumünster, am 24. Februar

Sankewitsch, Anneliese, geb. **Siegmund** aus Lötzen, jetzt Pelargusstraße 4, 70180 Stuttgart, am 24. Februar

Scheller, Eva, geb. **Buttgereit**, aus Königsberg, jetzt Lüder-v.-Bentheim-Straße 8 a, 28209 Bremen, am 20. Februar

Schüler, Werner, aus Wackersleben, Kreis Haldensleben, jetzt Schenkendorfstraße 25, 39108 Magdeburg, am 23. Februar

Siegfried, Jutta, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Zum Kamp 14, 27386 Bothel / Wümme, am 22. Februar

Sprenger, Herta, geb. **Mett**, aus Bartztal, Kreis Ebenrode, jetzt Wagnerstraße 4, 32130 Enger, am 25. Februar

Stein, Sonja, geb. **Abramowski**, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt 68 Longridge Road, 11030 Plandome, N. Y., USA, am 21. Februar

Wagner, Heinz, aus Alt-Bagnowen, Kreis Sensburg, und Rastenburg, jetzt Ludgerussstraße 2, 48341 Altenberg, am 20. Februar

Wanzke, Ursula, geb. **Braun**, aus Tapiau, Labiauer Chaussee, Kreis Wehlau, jetzt Dorfstraße 46 B, 23883 Hollenbek, am 24. Februar

Webrat, Edith, aus Gowarten, Kreis Elchniederung, jetzt Kyritzer Straße 13, 16868 Wusterhausen, am 20. Februar

Wingerning, Ursula, aus Tawe, Kreis Elchniederung, jetzt Alsdorfer Straße 42, 16761 Hennigsdorf, am 20. Februar

Zindel, Irene, geb. **Kuhr**, aus Schöllen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Dall-Army-Straße 22, 82402 Seehaupt, am 25. Februar

ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Hirsch, Karl, und Frau Lotte, geb. **Treder**, aus Groß Schöndamerau, Kreis Ortelsburg, jetzt Wieschermühlenstraße 9, 44791 Bochum, am 23. Februar

Janz, Siegfried, aus Ragnit, und Frau Renate, geb. **Greinke**, aus Alfeld, jetzt Marderstraße 2, 40789 Monheim, am 23. Februar

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 17. Februar, 20.15 Uhr, Pro7: Napola – Elite für den Führer.

Sonnabend, 17. Februar, 20.15 Uhr, RBB: Reise nach Ostpreußen – Ostpreußens Küste.

Sonntag, 18. Februar, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Montag, 19. Februar, 23.05 Uhr, Arte: 2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß. Dokumentation über die Nazi-Karriere des Vaters.

Mittwoch, 21. Februar, 20.40 Uhr, Arte: Il Duce und seine Faschisten, in Farbe.

Freitag, 23. Februar, 20.15 Uhr, 3sat: Joseph Goebbels – 3. Der Einpeitscher.

Freitag, 23. Februar, 20.15 Uhr, NDR: Abenteuer Ostpreußen.

Freitag, 23. Februar, 20.15 Uhr, WDR: Flüchtlinge und Vertriebene an Rhein, Ruhr und Weser.

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@gmx.de

Bundestreffen – Die BdV-Nachwuchsorganisationen veranstalten 2007 ein Bundestreffen im Ostheim, Bad Pyrmont, vom 20. bis 22. April. Anmeldungen an E-Mail: bjo@ostpreussen-info.de



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Dienstag, 27. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im „Reichsadler“, Walldürner Straße 1, 74722 Buchen. Heinz Kurt Kays liest „Brautfahrt auf Eis“ und andere masurische Geschichten vor.

Esslingen – Donnerstag, 22. Februar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Waldheim“, Esslingen-Zollberg. Es steht die diesjährige Hauptversammlung an, um zahlreiches Erscheinen der Mitglieder wird gebeten.

Ludwigsburg – Dienstag, 27. Februar, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung der Gruppe in den „Kronstuben“, Kronenstraße 2. Tagesordnung: Begrüßung und Kaffeestunde, Totenehrung, Rechenschaftsbericht des 1. Vorsitzenden, Kassenbericht des Kassenwarts, Bericht der Kassenprüfer, Entlastung des Vorstandes, Anträge, Wahlen und Verschiedenes.

Schwenningen – Donnerstag, 1. März, 14.30 Uhr, Treffen der Senioren zu ihrem monatlichen Beisammensein im Restaurant Thessaloniki. Es werden Geschichten aus der Heimat, jenseits von Oder und Neiße vorgetragen.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Dinkelsbühl – Dienstag, 27. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in „Wittenbach“.

Fürstenfeldbruck – Freitag, 2. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Auf der Lände, Auf der Lände 2, Fürstenfeldbruck. Dort findet die diesjährige Jahreshauptversammlung statt.

Landshut – Auf der Jahreshauptversammlung wurde die Vorsitzende der Gruppe, Ingrid Leinhäupl, mit dem silbernen Verdienstorden Bayern ausgezeichnet. Katharina Brünler, die Zweite Vorsitzende, erhielt eine Ehrenurkunde für 41 Jahre Mitgliedschaft. Für zehn Jahre Treue erhielten Ilse Matz, Margit Priller und Hans Brünler Urkunden der Anerkennung. Blumen und kleine Geschenke verschönerten den Nachmittag.

Reutlingen – Sonnabend, 3. März, 14 Uhr, Jahreshauptversammlung im Treffpunkt für Ältere, Gustav-Werner-Straße 6, Reutlingen. Das Programm gestaltet sich wie folgt: Kaffeetafel und Unterhaltung, Begrüßung und Jahresrückblick der 1. Vorsitzenden Ilse Hunger, Totenehrung und Ehrung langjähriger Mitglieder, Bericht der Kassenwartin Frau Praß, Bericht der Frauengruppenleiterin Frau Orthmann, Aussprache, Landesvorsitzende Uta Lüttich hält einen Kurzbericht über das *Ostpreußenblatt*, Grützwurstessen mit Sauerkraut, von den Damen des Vorstandes zubereitet.



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren. Geschäftsführung: Telefon (0 30) 2 16 43 38, Großgörschenstraße 38, 10827 Berlin

HEIMATKREISGRUPPE



Ebenrode (Stallupönen) – Dienstag, 20. Februar, 13.30 Uhr, Faschingsfeier im „Haus des Älteren Bürgers“, Werbellinstraße 42, 12053 Berlin.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Freitag, 2. März, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zur diesjährigen Jahreshauptversammlung im „Barlach-Haus“.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

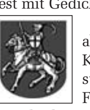
LANDESGRUPPE

Freitag, 23. März, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung mit Delegierten der Landesgruppe im Haus der Heimat, Teilfeld 1 (gegenüber der U-Bahnstation Stadthausbrücke). Alle Gruppenleiter und Delegierten sind herzlich eingeladen.

HEIMATKREISGRUPPEN



Insterburg – Mittwoch, 7. März, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Zum Zeppelin, Frohmestraße 123-125, 22459 Hamburg. Es gibt ein Frühlingsfest mit Gedichten und Liedern.



Osterode – Sonnabend, 17. Februar, Kappenfest im Restaurant Krohn, Fuhlsbüttler Straße 757, direkt am Bahnhof Ohlsdorf. Bei Musik mit Liedern zum Mitsingen wird in froher Runde in den Karneval geschunkelt. Der Eintritt ist frei, ein Kaffeegedeck kostet 6,50 Euro. Gäste sind herzlich willkommen.



Sensburg – Sonntag, 18. Februar, 15 Uhr, gemütliches Beisammensein der Gruppe im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 6. März, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei“, Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 26. Februar, 15 Uhr, Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld. Es gibt einen Diavortrag: „Ostpreußenreise 1937 – Marienburg, Weichselland, Königsberg, Tannenberg-Fahrt, Oberland, Frisches Haff und das Ermland“

Alle Bücher sind über den PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 27, zu beziehen.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Alsfeld – Die Vorsitzende Margarete Eick konnte zahlreiche Gäste beim „Königsberger Klopse und Eisbeinessen“ begrüßen. Sie übermittelte viele Grüße, unter anderem von der Landesvorsitzenden Margot Noll und Waltraut Schaewen-Scheffler. In seinem Grußwort wies der Kreisbeigeordneter Uwe Meyer darauf hin, daß, auch wenn Flucht und Vertreibung schon über 60 Jahre her sind, Heimat immer Heimat bleibe. Das weiß er von seiner Mutter die aus Prenzlau stammt. Altes Brauchtum zu pflegen, Kulturgut zu fördern, alte Bindungen vertiefen seien Aufgaben der Heimatvereine. Verloren ist nur, was vergessen ist. Danach berichtete Margarete Eick aus der Arbeit der Gruppe. Höhepunkt des letzten Jahres war wieder die Kulturtagung der Landesgruppe. Neben anderen Vorträgen berichtete Probst i. R. Erhardt Wolfram in Wort und Bild über seine schwierige Tätigkeit bei den evangelischen Christen in Königsberg und Umgebung mit dem Objekt „Jablonka“ und die umfangreiche Sozialarbeit, die jetzt der neue Probst Haye Osterwald weiterführen wird. Anschließend überbrachte Hans Jürgen Schuch die Grüße der Landesgruppe der Westpreußen und referierte über das Leben von Ferdinand Schichau. Gerlinde Groß hielt einen Vortrag über die Trakehnerzucht im Wandel der Zeit. Die Landesfrauenreferentin, Carla Weyland, machte in ihrem Referat „Die Mennoniten und ihre Köstlichkeiten“ mit dem alkoholischen Getränken aus Danzig und dem Weichseldelta bekannt. Dr. Hilmar Börsing schilderte in seinem Vortrag: „Die Presse und die Vertriebenen“ wie er als Chefredakteur das Spannungsfeld zwischen Politikern und Presse mit den Heimatvertriebenen erlebte. Die Journalisten wären gut beraten, wenn sie sich bei den Vertriebenen sachlich und objektiv über deren Schicksal informieren würden. Besonderes Augenmerk galt dem vor zehn Jahren verstorbenen Ferdinand Maikranz. Dieser gründete mit seinen Freunden Errin Gnass, Franz Payer, Dr. Udo Henninghausen, Klaus Wolf und anderen zusammen mit dem Deutschen Roten Kreuz den Verein Osthilfe e. V., um den Menschen in und um Königsberg zu helfen. Er nahm damals Verbindung zur „Sperbank“ in Königsberg auf und bildete junge Königsberger / Kaliningrader im Organisations-, Kredit- und Geschäftswesen aus. Fünf weitere Kassen schlossen sich diesem Alsfelder Pilotprojekt an. Nach 1990 wurden, mit Lkw der Alsfelder Brauerei, Sozialaktionen mit Lebensmitteln, Medikamenten, medizinischen Geräten, Bekleidung und vielem mehr in 15 Transporten nach Königsberg und Umgebung gebracht und direkt an die Leute verteilt. Rechtsanwalt und Notar Klaus Wolf berichtete danach ausführlich von den Schwierigkeiten, die bei der Restaurierung der Katharinakirche von Arnau bei Königsberg auftraten. Ernst Knaub zeigte in seinem Film die historischen Bauten von Sanssouci und Rheinsberg, in dem der „Alte Fritz“ seine Jugendzeit verbrachte. Von den vorgetragenen Erzählungen und Gedichten aus den Heimatprovinzen gefiel das Gedicht: „Großvater erzählt“, welches Anneliese Zimprich vortrug, am besten. Im Anschluß erklärte die Vorsitzende, daß das Alsfelder Museum bereit sei, Erinnerungsdaten der Vertriebenen im Archiv aufzubewahren. Jeder der das wünscht sollte mitwirken. Sie hatte Vordrucke von Ahnen- und Sippentafeln mitgebracht, die mit Fotos und Erlebnisberichten ergänzt werden können. Auch ein Bezug zu Alsfeld wäre günstig und ist durch Betriebe und Berufe der Kinder und Enkelkinder möglich. Dafür eignen sich Artikel und Anzeigen, so können Wissenschaftler damit arbeiten.

Kassel – Der 2. Vorsitzende Hermann Opiolla eröffnete die letzte Zusammenkunft mit guten Wünschen für 2007 und leider auch mit der Miteilung über zwei Todesfälle im Mitgliederkreis. Anschließend berichtete Polizeioberkommissar Bodo Kieselbach aus eigener Erfahrung aus dem Polizeialltag. Auch in Kassel ist die Anzahl der Polizeireviere und -beamten verringert worden. Der Aufgabenbereich für den einzelnen ist dadurch gewachsen und somit auch schwieriger. Der Vortragende schilderte, daß der „Polizist auf der Straße“ quasi Mädchen für alles sei, jedem Auftrag folgen müsse, zu dem er gerufen werde, und dadurch im allgemeinen kurzfristig und selbstständig über sein Verhalten am Einsatzort entscheiden müsse. Sehr häufig werde die Polizei zur Schlichtung bei Familienstreitigkeiten eingeschaltet und muß ihre Arbeit stets ohne Emotionen, so objektiv wie möglich, verrichten. Bei der detaillierten Schilderung einzelner Fälle erkannten die Zuhörer, wie psychologisch schwierig und nicht ungefährlich die Arbeit eines Schutzpolizisten sein kann. Ähnlich wie ein Arzt muß er bei tragischen Fällen ein Schutzmantel um sein „Inneres“ legen, um nicht selbst Schaden zu nehmen. Nach diesem Vortrag betrachtet wohl jede Anwesende den „Freund und Helfer“ mit anderen Augen.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Veranstaltungskalender der Landsmannschaft Ostpreußen

24. Februar: Gedenkveranstaltung „Auflösung Preußen“ in Berlin.
10. / 11. März: Arbeitstagung der Kreisvertreter in Bad Pyrmont.
13. bis 15. April: Kulturreferentenseminar in Bad Pyrmont.
5. / 6. Mai: Arbeitstagung der Landesgruppenvorsitzenden in Bad Pyrmont.
8. bis 10. Mai: Arbeitstagung der Landesfrauenleiterinnen in Bad Pyrmont.
2. bis 9. Juni: 9. Werkwoche in Ostpreußen (Allenstein).
28. bis 30. September: Geschichtsseminar in Bad Pyrmont.
16. bis 22. Oktober: 53. Werkwoche in Bad Pyrmont.
26. bis 28. Oktober: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont.
3. / 4. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont.
5. bis 9. November: Kulturhistorisches Seminar für Frauen in Bad Pyrmont.

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84 / 86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der Preußischen Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt *noch gesondert hingewiesen. Änderungen vorbehalten.*

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung



MECKLENBURG-VORPOMMERN

Vors.: Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam, Telefon (0 39 71) 24 56 88

Anklam – Sonnabend, 24. Februar, 10 Uhr (Ende 17 Uhr), findet ein großes Heimattreffen „Westpreußen und Danzig“ in der Mehrzweckhalle „Volkshaus“, Baustraße 48 / 49 (Stadtzentrum Nähe Markt), Anklam, statt. Zu diesem Wiedersehen sind alle Heimatfreunde und Interessenten von nah und fern mit Angehörigen sehr herzlich eingeladen. Hans-Jürgen Kämpfert, Vorsitzender der „Kopernikus-Vereinigung“, berichtet Wissenswertes aus der Heimat in Wort und Bild. Vorgestellt werden auch zwei Busreisen vom 29. April bis 6. Mai nach Danzig und Lötzen sowie vom 3. bis 7. Juli nach Thorn, Graudenz, Marienwerder, Bromberg, Gnesen und Posen. Die Usedomer Jagdhornbläser haben ein anspruchsvolles Kulturprogramm vorbereitet, das die Zuhörer begeistern wird. Für Mittagessen, Kaffee und Kuchen sowie genügend Parkplätze ist wie immer gesorgt.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Tel. (0 51 36) 43 84

Braunschweig – Mittwoch, 28. Februar, 16 Uhr, Treffen der Gruppe im Stadtparkrestaurant. Dr. Wolfgang Schulze hält einen Diavortrag mit dem Thema: „Die Kurische Nehrung und das Memelgebiet“. – Bei der letzten Veranstaltung hatten nach der Verlesung des Protokolls und verschiedener Vereinsnachrichten die Mitglieder das Wort. Sie trugen lustige Geschichten oder Gedichte vor, bei denen man von Herzen lachen konnte. Siegmar Roth lockerte die Stimmung mit seiner Ein-Mann-Kapelle gekonnt auf, so daß man auch mitsingen konnte. Schnell ging ein anregender Nachmittag zu Ende.

Osnabrück – Dienstag, 27. Februar, 16.45 Uhr, Kegeln im Hotel Ibis, Blumenhaller Weg 152.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Landesgruppe – Sonnabend, 10. März, 10 Uhr, die Frühjahrs-Delegierten-, Kultur- und Frauentagung der Landesgruppe findet wieder in Oberhausen statt. Der Vorstand bittet um zahlreiches Erscheinen, da Wahlen anstehen. Heinz Schön hat sein Kommen zugesagt, und wird über die Forschung zum „Bernsteinzimmer“ berichten. Es wird um regen Besuch von Landsleuten, Jugend und Gästen – wie in den Jahren zuvor – gebeten.

Bonn – Sonnabend, 24. Februar, 20 Uhr, Winterfest der Gruppe im Saal des „Brücken-Froum“, Bonn-Beuel, unter dem Motto: „Halali in der Rominter Heide“ mit großer Tombola. Preis für die Eintrittskarte: 17 Euro, Jugendliche 10 Euro. Kartenvorverkauf: Wolsdorff Tobacco, Poststraße 24. Es gibt auch an der Abendkasse Karten. Das Winterfest ist ein Tanzabend, ein bunter Abend mit Programm, ein Treffpunkt für die Freunde Ostpreußens aus dem ganzen Land. Mitwirkende: Jagdhornbläsergruppe Bonn-Beuel, Standard Tänze (Tanzpaar Distelmeier), Zauberer Manfred Drekker, Sketche und andere. Durch den Abend führt Manfred Ruhnau. Weitere Auskünfte erteilt Manfred Ruhnau, Telefon (0 22 41) 31 13 95.

Gevelsberg – Sonnabend, 17. Februar, 17 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Keglerheim, Hagener Straße 78. Es ist ein Karnevals-Kostümabend mit Musik, Tanz und Vorträgen geplant. Gäste sind herzlich willkommen.

Gütersloh – Tolle Stimmung herrschte im Gütersloher Brauhaus beim „Eisbein-Essen“, zu dem der Vorstand der Landsmannschaft Ostpreußen in Gütersloh bereits seit mehreren Jahren einlädt. Über 78 Personen nahmen die Einladung an. Nach der Begrüßung folgte ein opulentes Mahl: Eisbein oder Kassler mit Sauerkraut, dazu Bratkartoffeln beziehungsweise Kartoffelpüree. Für die musikalische Unterhaltung sorgte das Duo „Fokus“. Ob mit Polka oder Walzer, die zwei Hobbymusiker aus Gütersloh verstanden es bravourös, die Anwesenden auf die Tanzfläche zu locken. In den kurzen Musikpausen wurde aufgeregt geschabbert und gelacht. Wie im Fluge sind die vier Stunden Unterhaltung vergangen, das Ende der Veranstaltung kam für viele, wie immer, viel zu früh. – Seit 1949 gibt es die Landsmannschaft Ostpreußen in Gütersloh, fast 60 Jahre danach zählt sie immer noch 150 Familien. Zum Verein gehört ein aktiver Singkreis, ein Mundharmonika-Orchester und eine Frauengruppe. Für die Jüngeren gibt es Tanzveranstaltungen und Familien-Zelt-Wochenenden. Interessierte – auch Nichtostpreußen, die gerne mitwirken möchten – melden sich beim Vorsitzenden Eckard Jagalla, Telefon (0 52 41) 40 38 72, oder bei Marianne Bartnik, Telefon (0 52 41) 2 92 11.

Neuss – Donnerstag, 1. März, 15 Uhr, „Tag der offenen Tür“ mit Kaffee und Kuchen in der Ostdeutschen Heimatstube, Oberstraße 17, Neuss. Ende gegen 18 Uhr.

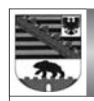


RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Sonnabend, 3. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube, Lutzerstraße 20, Kaiserslautern.

Mainz – Sonnabend, 3. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Blindenzentrum, Untere Zahlbacher Straße 68. Für diesen Heimatnachmittag steht folgendes auf dem Programm: eine Lesung (CD): „Jokehnen oder wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland“ von Arno Surminski, anschließend gibt es ein Königsberger-Klopse-Essen. Anmeldung bei Frau Balewski, Telefon (0 61 31) 47 47 10, oder bei Frau Biniakowski, Telefon (0 61 31) 67 73 95.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 28. Februar, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe zum Frauennachmittag im „Bestehornhaus“.

Dessau – Montag, 5. März, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe in der „Heinz Rühmann“-Begegnungsstätte, Windmühlenstraße 72, 06846 Dessau.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Schwartau – 64 Mitglieder und Gäste kamen zum traditionellen Fleckessen, das wieder ein großer Erfolg war. Ein gemütlicher Abend mit Günter Kardoff und seinem Akkordeon und viel Pillkaller. So mancher Gast hat bei dieser Gelegenheit erst gelernt, wie man Pillkaller trinkt. – An der traditionellen „Blaufahrt“ nahmen 55 Mitglieder und Gäste teil, so daß ein ganzer Bus für die Gruppe reserviert war. Ziel der Fahrt war Vielank. Dort wurde sogleich das Brauhaus angesteuert, wo ein reichhaltiges Büfett wartete. Satt und für neue Erlebnisse gestärkt ging es weiter in Richtung Dömitz. Die Dorfrepublik Rüterberg war das nächste Ziel. Was vielen unbekannt war, sie wurde am 8. November 1989 durch die Bewohner von Rüterberg ausgerufen. Damit sollte ein Zeichen gegen die jahrelange Demütigung durch die DDR gesetzt werden. Als Vater der Idee einer Dorfrepublik gilt der Hans Rasenberger. Das Dorf grenzte zu DDR-Zeiten an drei Seiten an die Bundesrepublik Deutschland. 1966 kam es zur „Schlacht von Gorleben“, in der die Bundesrepublik Deutschland und britische Streitkräfte den westlichen Hoheitsanspruch auf die volle Breite der Elbe demonstrierten. In der Folge wurde 1967 ein zweiter – innerer – Grenzzaun entlang der Elbe und somit um Rüterberg errichtet. Das Dorf war dadurch

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 21

Ermländertreffen

Ludwigshafen – Ein Ermländertreffen findet am Sonntag, 4. März, 14 Uhr, in der St. Hedwigskirche, Brandenburger Straße 1-3, Ludwigshafen-Gartenstadt, statt. Es beginnt mit der Eucharistiefeier um 14 Uhr. Anschließend trifft man sich zum gemütlichen Beisammensein im Pfarrheim. Kuchenspenden sind erbeten.

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



ALLENSTEIN LAND

Kreisvertreter: Leo Michalski, Adolf-Westen-Straße 12, 42855 Remscheid, Telefon und Fax (0 21 91) 2 45 50. Geschäftsstelle: Gemeindeverwaltung Hagen a. T. W., Postfach 12 09, 49170 Hagen a. T. W., Telefon (0 54 01) 97 70

Ermländertreffen in Herne – Am Sonntag, 18. März, findet das Ermländertreffen – beginnend mit der Vesper um 14.30 Uhr – bei Pfarrer Theodor Surrey in der St. Barbara-Kirche, Hofstraße 1, Herne-Röhlinghausen, statt. Anschließend gemütliches Beisammensein im dortigen Pfarrzentrum. Verkehrsverbindungen: Herne Bahnhof – Buslinie 390 (sonntags alle 30 Minuten – 13.27 Uhr) bis Haltestelle Röhlingshausen Kirche, oder Wanne-Eickel Hauptbahnhof – Buslinie 368 (sonntags alle 30 Minuten – 13.27 Uhr) und 387 (sonntags 13.24 Uhr) Haltestelle Röhlingshausen Kirche; oder Autobahn A 42 Abfahrt Herne-Wanne, Richtung Hammerschmidtstraße / Schlachthofstraße geradeaus, dann rechts Gelsenkircher Straße geradeaus, dann links in die Edmund-Weber-Straße geradeaus bis rechts zur Hofstraße, St. Barbara-Kirche. Um Anmeldung beim Pfarrbüro, Telefon (0 23 25) 24 81, bis zum 9. März wird gebeten. Das Büro hat geöffnet Dienstag bis Freitag von 9 bis 12 Uhr.

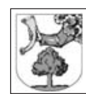


ANGERAPP (DARKEHMEN)

Kreisvertreterin: Edeltraut Mai, Weißdornweg 8, 22926 Ahrensburg, Telefon (0 41 02) 82 33 00, Internet: www.angerapp.de

Berichte – Der Vorstand bittet alle Landsleute, die irgendwelche Treffen organisieren, diese der Kreisvertreterin mitzuteilen und auch Berichte über diese Treffen bei ihr zur Veröffentlichung einzureichen.

Fundgrube für Forscher – 1915 übernahm die Stadt Dresden die Patenschaft für den stark zerstörten Kreis Angerapp. Über diese Patenschaft befinden sich im Stadtarchiv Dresden sämtliche Dokumente, Urkunden und Schriftverkehr (sieben Ordner). Für Forscher eine wahre Fundgrube.



LABIAU

Kreisvertreterin: Brigitte Stramm, Hoper Str. 16, 25693 St. Michaelisdonn / Holstein, Tel. (0 48 53) 5 62, Fax (0 48 53) 7 01. Geschäftsstelle: Hildegard Knutti, Telefon (04 81) 6 24 85, Lessingstraße 51, 25746 Heide, info@strammverlag.de, Internet: www.labiau.de

Klaus-Arno Lemke aus dem Heimatkreis zurück / Bericht über Fahrt im Januar – Anfang Januar fand eine Informationsfahrt in das nördliche und südliche Ostpreußen statt. Weihnachtsessen in Labiau: Die Kreisgemeinschaft Labiau finanziert seit einigen Jahren in Labiau ein Essen zum russischen Weihnachtsfest (6. / 7. Januar). Eingeladen werden Rentner und sozial schwache Personen aus der Stadt und dem Kreis Labiau. Die Organisation wird in Labiau durch die Familie Lakmann vorgenommen. Zu den fleißigen Händen zählen die Tochter und Schwiegertochter Lakmann sowie Galina Woskiboinikow, eine ehemalige Mitarbeiterin des Sozialamtes in Labiau. Die örtliche Berufsschule stellte wieder Ihre Mensa und Küche zur Verfügung. Zwei Mitarbeiterinnen der Berufsschule bereiteten in der Küche das Essen vor. Das Essen: Kohlsuppe, Stampfkartoffeln, Frikadellen, Gebäck, Obst und Getränke. Es wurden insgesamt 250 Essen ausgegeben, davon 25 Essen, die für kranke Personen mitgenommen wurden.

Kinderhilfswerk Nordostpreußen – Es wurden Gespräche über die aktuellen Entwicklungen des Kinderhilfswerkes mit Herrn Ulrich Ruske, Mitglied der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen in Hemer, geführt. Das Kinderhilfswerk hat im Jahr 2006 rund 200 Betten aus Beständen der Bundeswehr erhalten. Der Deutsch–Russische Verein aus Cuxhaven hat eine Sammelaktion gestartet und rund eine Tonne Decken und Textilien übersandt, die durch das Kinderhilfswerk an bedürftige Personen verteilt wurden.

Der Bestand der Patenschaften liegt per 31. Dezember 2006 bei 107 – Von diesen Patenschaften laufen im Jahr 2007 einige aus, für die bisher noch keine Verlängerungsoption wahrgenommen wurde. Neue Patenschaften können nur unter Vorbehalt angenommen werden. Diese erhalten vorerst unregelmäßig Unterstützungen aus Fördermitteln der „Soforthilfe“. Ulrich Ruske bittet alle bisherigen Paten, nach Möglichkeit eingegangene Patenschaften zu verlängern. Trotz einer allmählich besseren Versorgung im Gebiet, besteht ein erheblicher Bedarf an Unterstützung, um Alleinerziehende Väter und Mütter zu unterstützen. Die Patenschaft von Klaus Lemke / LM Ost- und Westpreußen wurde um ein weiteres Jahr verlängert (Wert: 128 Euro). Das Kinderhilfswerk erhielt darüber hinaus weitere Mittel aus der „Soforthilfe“ ausgezahlt (Wert: 80 Euro, Einnahmen aus gehaltenen Diavorträgen von Klaus Lemke).

Hilfe zur Selbsthilfe – Unterstützung einer Bauernfamilie – Im Jahr 2005 wurde aus Mitteln der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen und aus Einnahmen gehaltener Diavorträge von Klaus Lemke ein Tellermähwerk erworben und per Seefracht in das Königsberger Gebiet transportiert. Dort wurde das Mähwerk einer Bauernfamilie in Alt Gertlauken (Nowaja Derewnja – Neues Dorf) unter Auflagen übergeben. Die Bauernfamilie verpflichtete sich, Produkte an das Kinderhilfswerk zu liefern und so einen gewissen Gegenwert für das Mähwerk zu übernehmen. Anfang Januar wurde eine weitere Rate im Gegenwert von 250 Euro an das Kinderhilfswerk geliefert. **Besuch von in der Heimat verbliebenen Landsleuten** – In Gr. Kreutzingen (Skaisgirren) lebt Ulla Plikauskiene. Sie ist gebürtig aus Labiau. Als im Jahre 1948 die verbliebenen Deutschen von jetzt auf gleich aus dem Gebiet gewiesen wurden, befand sich Ulla wie einige andere auf Essenssuche in Litauen. Daher wurde sie vergessen. Als „Wolfskind“ überlebte sie die Zeit. Nach vielen Stationen (unter anderem auf der Kurischen Nehrung, Nemonien, im Waldgebiet Lauknen) fand sie eine Bleibe in ihrem heutigen Haus. Ulla steht inzwischen im 77. Lebensjahr, die Altersgebrechen haben sich eingestellt. Dennoch versucht sie, ihr Leben so gut, wie es geht zu meistern. Gedanken, in ein Altenheim der evangelischen Kirche in der Nähe von Angerapp zu ziehen, sind vorhanden, aber noch nicht umgesetzt. In den 90er Jahren hatte Ulla als Dolmetscherin viele Touristen im Gebiet begleitet, teilweise Touristen in ihrem Haus aufgenommen – nun ist es ruhig geworden. Nur wenige fahren ins Gebiet, wenige finden den Weg zu Ulla, um ein paar Worte zu wechseln, ihr ein wenig Abwechselung zu bringen. Vergeßt bitte unsere Landsleute nicht.

Labiau Archiv (Manfred Zink) – Für Herrn Manfred Zink wurden teilweise Aufnahmen erstellt, die er für sein Archiv bzw. für die Aufarbeitung der Geschichte Labiauer Firmen, Organisationen und Einrichtungen benötigt. Diese Aufträge werden fortgesetzt.

Kirche Legitten – Anni-Lore Lemke, Mitglied des Fördervereins Ordenskirche Groß Legitten, hatte Kontrollaufgaben in der Kirche zu erledigen. Es wurden Gespräche mit dem Küster in Legitten geführt. Für die weitere Dokumentation wurden Aufnahmen der Kirche gefertigt.

Informationen aus Stadt und Kreis Labiau – Der Winter hat sich bisher in Ostpreußen nicht eingefunden. Es ist ungewöhnlich mild. Wie zur Herbst-, Winter- und Frühlingszeit üblich sind zahlreiche Flächen im ehemaligen Kreisgebiet überflutet. Seenlandschaften haben sich auf der Strecke Nautzken–Groß Droosden und Labiau–Schelecken gebildet. Aufgrund der milden Jahreszeit werden Eislochangler vermißt, dafür stehen an den Fluß- und Wasserläufen zahlreiche Angler, die darauf warteten, daß Fische beißen. Das öffentliche Leben ruhte in La-

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 21

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

biau aufgrund der dortigen Feiertage. Auf Fahrten im Kreisgebiet vielen wieder die neuen Speicher- / Siloanlagen in Mehlauken / Liebenfelde auf. In Liebenfelde hat sich ebenfalls ein Gartenbaubetrieb mit Baumschule etabliert. Die Kirche in Liebenfelde (Schinkelbau) läßt in dieser Jahreszeit eine Ahnung ihrer architektonischen Ausstrahlung aufkommen. Auch heute stellt sie noch eine imposante Erscheinung dar – wie lange noch? Gibt es einen Weg, dieses Kleinod zu erhalten? Im Kreisgebiet haben sich private Landwirtschaftsbetriebe niedergelassen, die weiterhin in Betrieb sind. Augenfällig ist dies an den bearbeiteten Böden – teils Wintersaat, teils Gründünger, teils gepflügte Ackerflächen. Rüdlauken steht teilweise, der Maschinenpark ist veraltet (Schrottlager?), Steinfeld: Ein Teil der Gebäude steht, zum Teil renoviert. Zwischen Steinfeld und Friedlacken befindet sich eine Ölpumpe in Tätigkeit. In den Wäldern zwischen Labiau und Liebenfelde sind Forsttrupps unterwegs. Waldflächen werden in größeren Maßstab eingeschlagen. Eine Aufforstung findet zum Teil statt.

Besuch bei Frau Wagner-Rybinska – Ein Zwischenstopp mit Übernachtung wurde in Wartenburg bei Allenstein eingelegt. Hier wohnt Frau Wagner-Rybinska, die Vorsitzende der ermländischen und masurischen Landfrauen deutscher Abstammung. Mit ihr wurden Gespräche geführt. Im April 2007 (13. bis 15. April) soll in Hemer eine Vortrags- und Kulturveranstaltung durchgeführt werden. Frau Wagner-Rybinska ist als Referentin eingeladen worden. Veranstalter sindt der BdV Kreisverband Iserlohn e. V. sowie die Mitgliedsorganisationen.



RASTENBURG

Kreisvertreter: Hubertus Hilgendorff, Tel. (0 43 81) 43 66, Dorfstr. 22, 24327 Flehm. Gst.: Patenschaft Rastenburg: Kaiserring 4, 46483 Wesel, Tel. (02 81) 2 69 50

Terminänderung / 14. Treffen des Kirchspiels Stadt Drengfurt – 14. Treffen des Kirchspiels Stadt Drengfurt vom 16. (!) bis 19. Mai (mit den Gemeinden Jäglack, Wolfshagen, Marienthal, Schülzen, Salzbach, Fürstenau und teilweise Rehsau und Servillen mit den umliegenden Gütern und Einzelgehöften). Das Treffen findet wieder statt in Rieckmann's Gasthaus, Hotel Zur Grünen Eiche, Mühlenstraße 6, 29646 Bispingen, Telefon (0 51 94) 95 80, über die BAB leicht erreichbar, montags, spätestens 17 Uhr. Eine Anmeldeliste für eine rechtzeitige telefonische Buchung liegt im Hotel aus. Eine frühere Anreise ist auch möglich (Urlaub). Bei Absprache untereinander können die DB-Anreisenden vom Bahnhof Soltau mit unseren Pkw abgeholt werden. Der HP-Preis beträgt 49,50 Euro in allen Hotelräumen einschließlich der beiden behindertengerechten Appartements je Person / Tag (Telefon, Bad und TV) inklusive des Festessens. Termin hierfür in Absprache vor Ort. Das gilt auch für die geplanten heimatlichen Veranstaltungen (Vorträge über die Lüneburger Heide und die Fahrten zum Ostpreußischen Landesmuseum, zum Salzmuseum und zum Rathaus Lüneburg sowie der Besuch von Bau- und Naturdenkmälern in der näheren Umgebung). Um rege Beteiligung der Erlebnisgeneration und der Nachgeborenen sowie um rechtzeitige Anmeldung wird gebeten. Heimatliche Kurzbeiträge der Teilnehmer sind erwünscht. Ich bitte, weitere Landsleute in Ihrem Umkreis zu informieren. Weitere Auskünfte erhalten Sie gerne beim Vertreter des Kirchspiels Drengfurt Alfred Bendzuck, Chemnitzstraße 47 a, 24837 Schleswig, Telefon (0 46 21) 2 49 27.



SCHLOSSBERG (PILLKALLEN)

Kreisvertreter: Arno Litty, Telefon (0 30) 7 03 72 62 Britzer Straße 81, 12109 Berlin. Geschäftsstelle: Renate Wiese, Tel. (0 41 71) 24 00, Fax (0 41 71) 24 24, Rote-Kreuz-Straße 6, 21423 Winsen (Luhe)

Heinz-Günter Hubert wird 70 Jahre – Wenn ein Vorstandsmitglied 70 Jahre alt wird, ist das ein Anlaß zu einer besonderen Gratulation. Wenn dieses Vorstandsmitglied aber auch seit 25 Jahren als Rechnungsführer gewirkt hat und damit die Kreisgemeinschaft Schloßberg vor dem finanziellen Untergang bewahrt hat, ist eine Würdigung an dieser Stelle angebracht. Seit 1968 gehört Heinz-Günter Hubert dem Kreistag der Kreisgemeinschaft an, und 1982 wurde er mit der Kassenführung der Kreisgemeinschaft betraut. Außerdem hat er die Funktion eines Verbindungsmannes zwischen Kreisgemeinschaft und Schützenkorps Winsen (Luhe) übernommen. In dem Winsener Schützenkorps existiert als Unterorganisation die Pillkaller Schützengilde. Bei jedem Schützenfest in Winsen (Luhe) wird in einem besonderen Wettbewerb auch der Pillkaller Schützenkönig ausgeschossen. An diesem Wettbewerb beteiligten sich auch Mitglieder des Schützenkorps Winsen (Luhe). Für die Kreisgemeinschaft spielt die Verbindung im Rahmen der Patenschaft zum Landkreis Harburg und zur Stadt Winsen eine bedeutende Rolle. Diese Verbindung wird von Lm. Hubert besonders gepflegt, da er seit 1984 Vorsteher der Pillkaller Schützengilde ist. Er wurde am 22. Februar 1937 in Lindenhaus (Szameitkehmen) im Kreis Schloßberg geboren und besuchte in Adlerswalde (Schorellen) die Volksschule im 1. Schuljahr. In Adlerswalde bewirtschaftete sein Vater einen Bauernhof mit rund 90 Hektar. Die Familie Hubert wurde 1944 nach Bleckede, Kreis Lüneburg, evakuiert. Nach dem Abschluß der Volksschule absolvierte Heinz-Günter Hubert eine landwirtschaftliche Lehre auf Gut Scheda, Kreis Unna. Dort befanden sich weitere 23 Lehrlinge – alle aus Ostpreußen stammend – in der Ausbildung. Von 1955 bis 1957 besuchte Hubert die Landwirtschaftsschule in Bleckede. 1960 folgte dann der Besuch der höheren Landbauschule in Celle, die er als Staatlich geprüfter Landwirt verließ. Nach der Prüfung zum Landwirtschaftsmeister 1962 hatte er die Aufgabe, einige landwirtschaftliche Großbetriebe umzustellen und zu modernisieren. Schließlich übernahm er 1968 den elterlichen landwirtschaftlichen Betrieb, der eine Größe von 25 Hektar hatte. Zwischendurch war Heinz-Günter Hubert auch im Baugewerbe tätig. 1984 baute er ein eigenes Sägewerk in Bleckede. Seit 2002 ist er im Ruhestand und wohnt seitdem in Winsen (Luhe). 1996 wurde er mit dem Silbernen Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen ausgezeichnet. Die Kreisgemeinschaft dankt ihm für seinen Einsatz und wünscht ihm Gesundheit und Erfolg.



TILSIT-RAGNIT

Kreisvertreter: Hartmut Preuß, Hordenbachstraße 9, 42369 Wuppertal, Tel. (02 02) 4 60 02 34, Fax (02 02) 4 96 69 81. Geschäftsstelle: Helmut Pohlmann, Tel. (0 46 24) 45 05 20, Fax (0 46 24) 29 76, Rosenstraße 11, 24848 Kropp

Hauptkreistreffen und Mitgliederversammlung – Das Hauptkreistreffen findet am Sonnabend, 17. März, in Lüneburg statt. Im Hotel Seminaris ist ab 9 Uhr Einlaß. 10 Uhr, wird der Kreisvertreter Hartmut Preuß das Kreistreffen eröffnen sowie Mitglieder und Gäste begrüßen. Im Laufe des Vormittags stehen eine Lesung von Betty Römer-Götzelmann und ein Vortrag über das Ostpreußische Landesmuseum auf dem Pro-

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 22

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

von der DDR selbst abgeschnitten, nur durch ein bewachtes Tor konnten die Bewohner ihr Dorf verlassen oder betreten. Besucher konnten nicht empfangen werden, zur Ausreise in die DDR durch das einzige Tor wurde ein Passierschein benötigt. Am 14. Juli 1991 erhielt die Gemeinde Rüterberg vom Innenminister des Landes Mecklenburg-Vorpommern das Recht, die Bezeichnung „Dorfrepublik 1967–1989" als Zusatz auf allen Ortschildern zu führen. Dies galt bis zum 21. Oktober 2002 – seitdem heißt das Dorf wieder Rüterberg. Am 13. Juni 2004 wurde es in die Stadt Dömitz eingemeindet. Das nächste Ziel war dann der Töpferhof Hohenwoos – die „Griese Gegend", auch wieder etwas, was vielen noch unbekannt war. Mit dem Begriff „Griese Gegend" bezeichnet man die ehemalige Heidelandschaft im Südwesten Mecklenburgs im Landkreis Ludwigslust, eine eintönige Landschaft mit Sand, Sümpfen und Mücken. Da ist nichts los, man kann aber gut Blaubeeren und Pilze sammeln. Im Töpferhof wartete bereits eine reichhaltige Kaffeetafel auf die wieder hungrigen Gäste, und Fritz Döscher, der Chef vom Töpferhof, berichtete mit einer launigen Rede über die guten und weniger guten Zeiten dieses Hofes, einer ehemaligen Ziegelei, die bereits im 13. Jahrhundert bestand. Seit 1901 wird dieser Hof von der Familie Döscher betrieben, und Fritz Döscher konnte sehr viel erzählen. Nach dem sich viele mit dem frisch im Holzofen gebackenen Brot und mit Keramikwaren eingedeckt hatten, ging es dann wieder heimwärts.

Malente – Auf der diesjährigen Jahreshauptversammlung begrüßte der Vorsitzende Klaus Schützler eine Vielzahl der Mitglieder und den 1. Kreisvorsitzenden Edwin Falk. Nach dem Gedenken der im letzten Jahr verstorbenen Mitglieder erstattet der Vorsitzende den Jahresbericht. Aus diesem war zu ersehen, daß in jedem Monat heimatpolitische Veranstaltungen stattgefunden haben. Dabei wurde das traditionelle Fleckessen, die Rapsblütenfahrt, die Erntedankfeier und die vorweihnachtliche Adventsfeier besonders hervorgehoben. Alle Veranstaltungen waren stets gut besucht, und es konnten jeweils auch viele Gäste begrüßt werden. Der Kassenbericht durch den Kassenwart Walter Janz zeigte, daß mit den Beiträgen der Mitgliedern sehr sparsam gewirtschaftet worden ist, so daß dem Vorstand einstimmig Entlastung erteilt werden konnte. Bei den Vorstandswahlen wurden die Ämter teilweise bestätigt, aber es wurden auch jüngere Mitglieder für die Vorstandsarbeit gewonnen: 1. Vorsitzender: Klaus Schützler, 2. Stellvertreter: Klaus Schwarz, 3. Kassenwart: Walter Janz, 4. Stellvertreter: Hans-Walter Schützler, 5. Beisitzer: Gerda Klemz, Else-Charlotte Anger, Ernst Grunenberg, Manfred Ritter und Barbara Putzer. Sabine Peters berichtete über ihre Eisenbahnreise 2006 nach Königsberg und die Spurensuche in der „Elchniederung". Ihr Geburtshaus war die Försterei Paossen. Im Königsberger Gebiet wurden Fahrten mit dem Taxi durchgeführt, so wurden unter anderem Rauschen und Cranz besucht, aber auch eine Fahrt auf die „Kurische Nehrung" durfte nicht fehlen. In seinen Schlußworten dankte der Vorsitzende allen für die gute Mitarbeit und aufopfernde Tätigkeit zum Wohle der Gruppe und forderte alle auf, auch künftig sich weiterhin für die heimatpolitischen Anliegen einzusetzen.

»Als Zuflucht für alle«

Landesgruppe Schleswig-Holstein begeht den Preußentag 2007

Der Landesvorsitzende Edmund Ferner konnte, als Abgeordnete des Ministerpräsidenten, die Beauftragte für Minderheiten und Kultur Caroline Schwarz begrüßen. Diese lobte die immense Arbeit der Ostpreußen im „Haus der Heimat", welches am 28. Januar 1955 unter der Beteiligung von Vertretern des Landes Schleswig-Holstein, der Landsmannschaften und der Stadt Kiel feierlich eingeweiht wurde.

In der Urkunde, die in den Grundstein eingemauert ist, steht die dem Haus zugedachte Bestimmung: „Zur Pflege unserer heimatlichen kulturellen Güter, als Zuflucht für alle, die des Rates bedürfen, als Stätte der Mahnung und Sammlung für unsere Jugend, als Bekenntnis unseres Willens, der deutschen Einheit zu dienen". Edmund Ferner, der schon mehrfach die Uetersener Gruppe besucht hatte, hielt einen ausführlichen Vortrag über die legendäre Königin Luise, eine Lichtgestalt Preußens. Für seinen hervorragenden Vortrag erhielt der Landesvorsitzende viel Beifall. Bei dieser Gelegenheit wurden einige ehrenamtliche Mitarbeiter für ihre wertvolle langjährige Arbeit mit dem Verdienstabzeichen der LO geehrt, und Landsmann Günter Tilsner wurde das Ehrenzeichen in Gold der Landsmannschaft Ostpreußen für seinen starken Einsatz über viele Jahre verliehen.



Dieter Schwarz, Stellvertretender Landesvorsitzender, Günter Tilsner und Edmund Ferner (v.l.) Foto: Rudat

Für eine ausgezeichnete abwechslungsreiche musikalische Umrahmung sorgten Susanne Diendonne (Gesang) sowie Peter Nauk (Klavier). Mit ihrer gutgeschulten kräftigen Stimme rührte die Sängerin, insbesondere mit dem Vortrag der beliebten alten Volkslieder, viele der Anwesenden zu Tränen. *I. Rudat*

Der Rohling

Nachbarn und Verwandte kann man sich leider nicht aussuchen

Von Renate Dopatka

Seit drei Monaten hat Elsa einen neuen Nachbarn. Einen stämmigen Junggesellen, der tagsüber die Maurerkelle schwingt und an den Wochenenden stundenlang an seinem Motorrad, einem wahren Monstrum von Maschine, herumbastelt. Auf ein gutnachbarliches Verhältnis scheint er absolut keinen Wert zu legen. Wenn er denn schon mal den Mund aufmacht, dann nur, um ein barsches „Tach!" von sich zu geben. Dabei stapft er mit solcher Brachialgewalt die Treppe hoch, daß die altersschwachen Holzstufen nur so vor sich hin ächzen.

Elsa geht ihrem Wohnungsnachbarn tunlichst aus dem Weg. Ein ungehobelter Klotz, so lautet ihr Urteil, ohne Takt und Feingefühl. Voller Wehmut denkt sie an seinen Vormieter zurück, einen pensionierten Studienrat, mit dem zu plaudern ein wahres Vergnügen war. An einer Dame vorbeizulaufen, ohne dem Gruß ein paar nette, verbindliche Worte hinzuzufügen, wäre diesem Kavalier alter Schule niemals in den Sinn gekommen. Jammerschade, daß seine Altersbeschwerden ihm schließlich doch keine andere Wahl ließen, als ins hiesige Seniorenheim überzusiedeln. Einen solchen Schritt hat Elsa trotz ihrer 75 Lenze bisher noch nicht in Erwägung gezogen. Rüstig wie sie ist, hält sie ihre kleine Wohnung tadellos in Schuß und genießt die Freiheit, in ihrer eigenen Küche schalten und walten zu können. Lediglich ihr Rheuma vergällt ihr hin und wieder ein wenig die Lebensfreude. Für Stunden oder Tage fühlt Elsa sich dann völlig steif in den Gelenken.

Leider kein Kavalier alter Schule

Auch an diesem trüben Sonnabend kann sie ihre Einkäufe nur unter Schmerzen erledigen. Vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzend, in der Hand einen schweren Korb mit Lebensmitteln, so tritt sie langsam den Heimweg an. Schon von weitem sieht sie den unliebsamen Nachbarn an seinem Motorrad herumwerkeln. Was es da ständig zu putzen und reparieren gibt, ist ihr ein Rätsel. Bloß gut, daß der junge Mann so angestrengt bei der Arbeit ist, daß Elsa unbemerkt ins Haus schlüpfen kann.

Sie hat den ersten Stock noch nicht erreicht, als die Haustür aufgestoßen wird und jemand eiligen Schrittes die Treppe heraufkommt. Elsa braucht gar nicht erst übers Geländer zu äugen, um zu wissen, wer das ist. Einen solch stampfenden Gang hat in diesem Haus nur ein Bewohner! Sicher hat der Unglücksmensch irgendeinen Putzlappen oder Schraubenzieher in seiner Wohnung liegenlassen, den er sich jetzt holen will.

Unwillkürlich beschleunigt Elsa ihre Tempo. Mit einer Hand das Geländer umklammernd, sucht sie hastig die restlichen Stufen zu erklimmen. Immerhin – sie hat zwei Treppen Vorsprung. Vielleicht gelingt es ihr ja, das Zwischenpodest zu erreichen, ehe ihr Nachbar hinter ihr steht und ungeduldig schnaufend darauf wartet, daß diese langsame alte Frau ihm auf der schmalen Treppe nicht länger den Weg versperrt. Doch was Elsa sonst mit Leichtigkeit bewältigt, das wird an diesem Tag zur Tortur. So sehr sie sich auch bemüht, eine schnellere Gangart einzulegen – die rheumasteifen Gelenke lassen nur ein unbeholfenes, stöckeriges Vorwärtskommen zu.

Möglich, daß es ihr unsicheres Auftreten ist; möglich auch, daß die vom morgendlichen Regenschauer noch feuchten Straßen ihre Absätze glatt und rutschig gemacht haben: Auf jeden Fall verliert Elsa plötzlich den Boden unter den Füßen. Mit einer Hand am Geländer hängend, stürzt sie vornüber aufs höhergelegene Treppenpodest. Hinter sich hört sie erschrockenes Keuchen. Ein Geräusch, das Bitterkeit in ihr hervorruft. Schließlich ist dieser Rohling – wenn auch indirekt – schuld an ihrem „Fehltritt". Was wird er nun tun? Wird er ihr sein gewohntes „Tach!" entgegenschleudern und dann einfach über sie hinwegsteigen?

Glück im Unglück

Elsa versucht sich aufzurappeln, aber da greift schon eine kräftige Hand nach ihrer Schulter: „Warten Sie, ich helfe Ihnen!" Ganz behutsam stellt der junge Mann sie auf die Füße. Elsa macht einen Gehversuch, doch der Schmerz in ihrem rechten Knöchel läßt sie jäh innehalten. „Es geht nicht ..." Nur mit Mühe kann Elsa die Tränen zurückhalten. In diesem kritischen Moment zeigt ihr vielgeschmähter Nachbar Umsicht und Nervenstärke. „Das ham wir gleich", meint er aufmunternd. „Halten Sie sich nur schön am Geländer fest. Alles andere mach ich dann schon."

Mit einer Schnelligkeit, die sie dem stämmigen Hünen niemals zugetraut hätte, sammelt dieser den verstreuten Inhalt ihres Korbes ein, der Elsa beim Sturz aus der Hand geglitten ist. Nachdem er sich den passenden Schlüssel hat zeigen lassen, öffnet er die Wohnungstür, stellt den Korb in die Diele und steht in Null Komma nichts wieder vor Elsa. „So, dann woll'n wir mal. Legen Sie einfach den Arm um meinen Hals." Elsa fühlt sich sanft emporgehoben. „Ich tu Ihnen doch nicht weh – oder?" „Nicht die Spur", erwidert Elsa leise, und Dankbarkeit erfüllt ihr Herz, daß sie einen Nachbarn hat, der zwar keine schönen Reden halten kann, der aber zupackt, wenn's drauf ankommt.

Gemeinsam warten sie in Elsas Wohnung das Eintreffen des Doktors ab, der glücklicherweise nur eine Verstauchung diagnostiziert. „Halb so schlimm. Kühle Umschläge auf den Bluterguß und das Bein immer schön ruhig lagern, dann sind Sie in ein paar Tagen wieder auf dem Damm. Gut, daß Ihnen der junge Mann hier ein wenig zur Seite steht. Nicht jeder hat soviel Glück mit seinen Nachbarn ..."

Während der so Gelobte verlegen auf seine großen Schuhe hinunterblickt, muß Elsa schlucken. Rohling hatte sie ihn genannt ... Daß dieses Wort noch eine ganz andere Bedeutung hat, das wird ihr erst in diesem Moment bewußt. Rohling – der ungeschliffene Edelstein.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

gramm. Um 14 Uhr beginnt die Mitgliederversammlung mit Berichten und Wahl des neuen Kreistags. Die Mitgliederversammlung klingt aus mit einem gemütlichen Beisammensein. Das Seminarishotel erreicht man vom Hauptbahnhof mit den Buslinien 5003 und 5007, mit dem Pkw aus Richtung Süden auf der A 7 bis Ausfahrt Soltau-Ost und weiter auf der B 209. Aus Richtung Norden auf der A 7 bis Kreuz Maschen, weiter auf der A 250 und Umgehungsstraße Lüneburg bis Abfahrt Kaltenmoor.

Inge, nicht Rosi!

Eine junge Liebe erblüht – oder auch nicht

Sie waren die Straße hinaufgegangen, an der Ziegelei vorbei, auf deren langgestreckten Dächer der Schnee lag. Sie konnten hinter sich, wenn sie sich umwandten, die Kanalbrücke kaum noch sehen, denn es schneite. Es hatte den ganzen Tag geschneit. Die Straße an der Ziegelei war abschüssig. Ihr niedrigster Punkt lag etwa 20 Meter vor der Brückenauffahrt und ihr höchster bei der Tankstelle, die sie jetzt erreicht hatten. Sie sahen die Schneetürmchen auf den Zapfsäulen. Es dunkelte schon, und im Innern der Tankstelle, in der der Tankwart saß und in einem Buch las, brannte Licht. Sie zogen jeder einen Schlitten hinter sich her.

Nick wendete, und er fragte in den Schnee hinein: „Wann mußt du denn zu Hause sein?" „Um sechs", sagte das Mädchen. „Und du?" Er sah sie an, durch den Schnee hindurch, und er dachte: Sie ist genauso groß wie ich, aber sie ist ein Jahr jünger. Sie ist sehr hübsch. „Um sechs oder um sieben", sagte er. „Es ist egal, wann ich zu Hause bin." Das Mädchen hatte jetzt ebenfalls seinen Schlitten gewendet. Es trug einen grünen Rollkragen-Pulli, Jeans und derbe Schuhe. Auf ihre blonden Locken fiel langsam der Schnee und schmolz dann sehr schnell. „Fahren wir noch einmal?" „Klar doch!" sagte der Junge. „Nebeneinander – hörst du! Und diesmal, das kannst du glauben, bin ich der Schnellere!"

Sie sah, wie er Anstalten traf, einen Anlauf zu nehmen, um sich dann bäuchlings auf den Schlitten zu werfen und die abschüssige Straße, die sie eben heraufgekommen waren, wieder hinunterzurodeln. Die Skimütze des Jungen war weiß, naß und glitzerte. „Los!" rief das Mädchen und warf sich ebenfalls auf seinen Schlitten, zur selben Zeit wie Nick, und dann schossen sie die Straße hinunter. Sie sahen rechter Hand die Ziegelei vorüberfliegen, in der Ferne die Brückenauffahrt auf sich zukommen, und sie hörte ihn „Rosi" rufen und dann noch einmal „Rosi!" und „Mensch, Rosi, ich hab dich gern ..." Unten angekommen hielten sie Schlitten an Schlitten. Keiner war schneller gewesen als der andere. Über der Brücke sahen sie den Schnee wie Schleier dahinfegen. Hier unten fiel er behäbig in dicken Flocken auf Nicks Skimütze und auf ihr blondes Haar. „Hast du was zu mir herübergerufen eben während der Abfahrt?" fragte das Mädchen. „Nein – was zum Beispiel?" „Einen Namen vielleicht?" „Iwo!" sagte der Junge und zog seinen Schlitten herum. „Kann sein, daß ich etwas gedacht habe. Etwas zu laut vielleicht. Kann auch sein, daß du nur den Wind gehört hast ..."

Das Mädchen ging jetzt hinter ihm her. Sie zogen ihre Schlitten wieder die Straße hinauf, an der Ziegelei vorüber. Langsam holte das Mädchen den Jungen ein. „Aber nur noch einmal", sagte sie. „Nur noch eine Abfahrt. Ich muß noch meine Matheaufgaben machen." Inzwischen hatten sie die Tankstelle erreicht. Sie sahen die Schneetürmchen auf den Zapfsäulen, das Licht im Innern der Tankstelle und den Tankwart, der in seinem Buch las. „Sieh doch nur", sagte das Mädchen, „der liest ja immer noch! Vielleicht 'nen spannenden Krimi. Oder irgend so eine langweilige Liebesschnulze ..." „Hör mal", unterbrach Nick sie. „Was ich noch sagen wollte ... Ich hab' dich gern. Ehrlich – echt gern." Er ließ seinen Schlitten los, fand ihre Hände und spürte ihren Atem in seinem Gesicht. Und durch die blonden zerwehten Haare des Mädchens sah er drüben in der erleuchteten Tankstelle den Tankwart eine neue Seite seines Buches umschlagen.

Das fängt ja gut an, dachte das Mädchen. Rosi hat er gerufen, dabei heiße ich Inge! *Willi Wegner*

Zahlen-Kreuzwort

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
S	T	E	L									

14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26

Das Ausgangswort ist STELLE. Wandeln Sie nun auch die restlichen Zahlen in Buchstaben um. Gleiche Zahlen bedeuten gleiche Buchstaben im Rätsel und im Zahlenschlüssel.

2	5	6	7	6	■	8	9	3	7	10	6	11	12	■	13	■	14	3	2	2	3
5	■	4	■	15	8	16	3	7	6	■	4	■	17	1	17	1	■	8	7	6	■
18	10	5	4	5	■	3	5	11	12	7	17	18	14	■	6	17	19	1	6	2	20
■	21	■	10	8	7	11	■	1	■	8	■	7	3	15	4	3	7	■	22	■	3
3	12	12	6	■	17	■	1 S	2 T	3 E	4 L	4 L	3 E	■	3	■	1	6	19	6	7	5
■	7	■	1	3	11	14	3	■	1	4	8	23	3	11	3	■	18	■	11	■	2
21	8	15	6	■	12	■	12	3	14	8	7	■	9	■	10	8	10	4	■	23	■
						14	6	7	8	■	3	7	9	1	3	■	2	8	2	3	16
						17	11	6	7	2	■	6	3	10	7	3	■	3	■	5	■
						3	■	1	2	3	5	4	■	6	■	16	3	11	1	18	10
						14	6	16	3	4	■	4	8	15	5	1	■	1	8	10	8
						3	■	17	■	4	5	3	9	■	8	4	16	■	12	■	9
						11	3	1	2	■	8	■	4	17	11	6	■	15	8	2	3
						■	9	■	6	11	2	7	6	15	■	11	8	7	16	6	4
						22	3	3	24	■	6	■	2	6	11	12	■	6	■	25	■
						5	11	11	5	15	■	1	3	11	5	■	6	11	15	3	4
						26	■	15	7	3	18	8	■	12	3	7	9	■	11	■	3
						3	12	3	■	4	■	1	6	6	2	■	2	6	17	9	3

So ist's richtig:

Zahlen-Kreuzwort:

TIARA ■ OBERHAND ■ Q ■ KETTE
I ■ L ■ GOMERA ■ L ■ USUS ■ ORA ■
CHILI ■ EINDRUCK ■ AUFSATZ
■ Y ■ HORN ■ S ■ O ■ REGLER ■ J ■ E
EDDA ■ U ■ STELLE ■ E ■ SAFARI
■ R ■ SENKE ■ SLOWENE ■ C ■ N ■ T
YOGA ■ D ■ DEKOR ■ B ■ HOHL ■ W ■
KARO ■ ERBSE ■ TOTEM
UNART ■ AEHRE ■ E ■ I ■
E ■ STEIL ■ A ■ MENSCH
KAMEL ■ LOGIS ■ SOHO
E ■ U ■ LIEB ■ OLM ■ D ■ B
NEST ■ O ■ LUNA ■ GOTE
■ B ■ ANTRAG ■ NORMAL
JEEP ■ A ■ TAND ■ A ■ X ■
INNIG ■ SENI ■ ANGEL
V ■ GRECO ■ DERB ■ N ■ E
EDE ■ L ■ SAAT ■ TAUBE

Schüttelrätsel:

■ K ■ ■ E ■ F ■ ■ ■
GRUSS ■ AVON
■ IF ■ TORERO
■ MEXIKANER
■ IRIN ■ HELM

Mittelworträtsel: 1. Puder, 2. Pflicht, 3. Stamm, 4. Hammer, 5. Strauss, 6. Angst, 7. Motor – Diamant

Magisch: 1. Monitor, 2. Fischer, 3. Gobelin

Schüttelrätsel

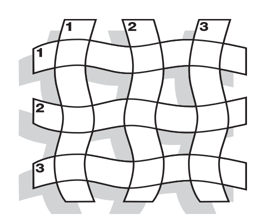
In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

IIKMR	▼	EFRU	EINST	▼	AAFHR	▼	EENV	ELOR	MNOR
►		▼			ANOV ►		▼	▼	▼
GRSSU ►				EOOR RT ►					
AEEI KMNRX ►									
IINR ►					EHLM ►				

Mittelworträtsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein kostbarer Edelstein.

Nr.	links	Mittelblock	rechts
1	KOERPER		ZUCKER
2	DIENST		GEFUEHL
3	BAUM		GERICHT
4	VORSCHLAG		WERFER
5	BLUMEN		WIRTSCHAFT
6	PLATZ		HASE
7	BENZIN		SAEGE



Magisch

Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 Kontrollbildschirm,
2 Fänger von Wassertieren,
3 Wandteppich

Von Roten und Blauen Funken

Wie das ambivalente Verhältnis der Rheinländer zu Preußen den Kölner Karneval geprägt hat

Von MANFRED MÜLLER

So mancher Nicht-Rheinländer, der bei einer Fernsehübertragung einer karnevalistischen Prunksitzung aus Köln die Roten Funken gesehen hat, schüttelt über das Auftreten dieser Männer in der rot-weißen Uniform der reichsstädtisch-kölnischen Stadtsoldaten den Kopf. Da richten sich diese Karnevalisten auf gemütlich gegebene Kommandos hin nur mühsam aus, präsentieren recht lahm die Holzgewehre, stellen sich dann in Reih und Glied mit dem Rücken gegeneinander, Gesäß an Gesäß, und machen zu munteren Klängen „Stippeföttchen“. Militärparodie pur!

Allzu schnell behaupten manche Rheinländer unter Hinweis auf solche Szenen, der rheinische (insbesondere der Kölner) Karneval sei durch eine antipreußische Grundhaltung geprägt. Eine gründliche Beschäftigung mit der Geschichte des Kölner Karnevals zeigt jedoch, daß diese Behauptung in dieser Pauschalität nicht haltbar ist.

1815 kamen die Rheinlande im Zuge der Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongreß an Preußen. Trotz großer Mentalitätsunterschiede zwischen nüchternstrengen, auf Ordnung bedachten Preußen und eher leichtlebigen Rheinländern färbte schnell einiges von preußischer Genauigkeit und Ordnung auf die bisherigen Lebensgewohnheiten der Rheinländer ab. So auch im Karneval. 1823 bildeten Angehörige der Kölner Oberschicht ein „Festordnendes Komitee der Karnevalslustbarkeiten“, das den Maskenzug des Rosenmontags vorbereitete und in diesem Zusammenhang Sitzungen abhielt. Andere Städte am Rhein folgten diesem Vorbild, Koblenz 1824, Düsseldorf 1825 und Aachen 1829.

Eine gewisse Schlitzohrigkeit mag hier mit im Spiel gewesen sein. Indem man der Ordnungsliebe preußischer Behörden entgegenkam, schuf man zugleich eine Möglichkeit, Kritik an der strengen (die Zensur handhabenden) Obrigkeit zu üben, und zwar in Wort, Lied und Pantomime. Manche, die an die französische Besatzungsherrschaft zurückdachten, fühlten sich an die Jakobinerklubs und deren Sitzungen erinnert — nur daß man jetzt anstatt der Jakobinermütze die mit Schellen geschmückte Narrenkappe trug und, wenn Politisches zur Sprache kam, das närrische Wort bevorzugte. Das durch Spannungen gekennzeichnete Verhältnis der Kölner zur starken preußischen Garnison in ihrer Stadt führte zur Parodierung der strengen militärischen Zucht der Preußen und wurde schon im ersten Kölner Rosenmontagszug von 1823 sichtbar.

Doch war nicht nur Preußen Opfer des Spotts. Schon damals waren die Roten Funken dabei, gekleidet in der Uniform der ehemaligen Stadtsoldaten, bewaffnet mit Besenstielen, Säbeln und Patronentaschen. Ihre Körpersprache deutete an, daß sie „em Dusel“ waren (nach reichlichem Genuß von Wein, Bier und Schnaps). In diesem karnevalistischen Korps berief man sich darauf, daß die Kölner Stadtsoldaten beim Heranrücken der französischen Revolutionstruppen heldenhaft die Flucht ergriffen hätten. In Wirklichkeit waren die Stadtsoldaten durchaus wehrhaft gewesen. Der Befehlshaber der damaligen kaiserlichen Truppen hatte den Kölner Stadtsoldaten im Rahmen seiner Verteidigungsstrategie den Rückzug über den Rhein befohlen. Konfrontiert man die Roten Funken mit den nicht folkloristisch gefärbten historischen Fakten, kann man die Antwort bekommen: „Es geht um unseren guten Ruf, die legitimen Nachfolger der schlechtesten Soldaten aller Zeiten zu sein.“

Es dauerte nicht allzu lange, bis König Friedrich Wilhelm III. in Berlin auf den rheinischen Karneval aufmerksam wurde und seine tiefe Abneigung gegen die „Narretei dinge“ kundtat. Mit seiner Kabinettsorder vom 20. März 1828 legte er fest, daß nur noch in den größeren Städten der Rheinlande „Karnevals-Lustbarkeiten mit Maskeraden“ erlaubt seien, sofern sie denn altem Herkommen entsprachen. Mit List und Einfallsreichtum unterliefen die Rheinländer allerdings dieses partielle Karnevalsverbot.

Die Spannungen, Animositäten und Vorurteile zwischen Rheinländern und Preußen nahmen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich ab. Der rheinische Revolutionär (und spätere US-Innenminister) Carl Schurz hielt in seinen Lebenserinnerungen zwar fest: „Das kurz angebundene, autoritätssüchtige preußische Wesen, die stramme preußische Ordnung sagte dem etwas leichtsinnigen rheinischen Volke nicht zu“, doch räumte er ein: „Im Laufe der Zeit sah man allerdings ein, daß die ehrliche und gut geregelte preußische Administration sehr große Vorzüge besaß.“

Zusammen mit dieser Erkenntnis bewirkte die durch Preußen herbeigeführte Reichseinigung bei vielen Rheinländern, daß die anfängliche Preußenskepsis durch eine Hochachtung, ja Bewunderung Preußens ersetzt wurde. Dies wirkte sich auch auf den Karneval aus. Rosenmontag 1869 spalteten sich die Roten Funken in die Infanterie, die weiterhin rot-weiße Uniformen trug, und die Artillerie, welche die Uniform des ehemaligen preußischen Dragonerregiments Ansbach-Bayreuth übernahm.

1872 führten die Blauen Funken auf einem Wagen — unter Verzicht auf Persiflage und Parodie – die sieggekrönte Germania mit sich, umjubelt von der großen Mehrheit der Kölner, die den Sieg über Frankreich und die Reichsgründung begeistert aufgenommen hatten. Den Abschluß dieses Rosenmontagszuges bildete der mit preußischen Adlern und den Wappen von Elsaß und Lothringen geschmückte Prunkwagen des Prinzen Karneval, der in einer mächtigen Kaiserkrone thronte. Auch in den Karnevalssitzungen dieser Jahre herrschte patriotische Hochstimmung. An patriotischen Liedern und der Anwesenheit hoher Militärs nahm kaum noch jemand Anstoß.

Und die Preußen machten mit. Schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts stellte die Kölner Garnison Pferde und Gespanne für den Rosenmontagszug. Die Musikmeister und Stabstrompeter der in Köln ansässigen preußischen Regimenter betätigten sich als Komponisten von Büttenmärschen. Der preußischzackige Einfluß auf den Kölner Karneval zeigte sich auch an den Karnevalsorden, die kaum mehr etwas mit Parodie, aber viel mit einem vaterländischen Credo zu tun hatten.

Nach 1945 gehörte die Diffamierung des Preußentums zur neuen politischen Mode. In Köln kehrte man, dem Zeitgeist folgend, wieder die Preußenparodie heraus. Erst heute scheint — trotz der versuchten Multikulti-Einfärbung des Kölner Karnevals — eine abgewogene Betrachtungsweise möglich zu werden.



Blaue Funken: Sie tragen die Uniform des ehemaligen preußischen Dragonerregiments Ansbach-Bayreuth Foto: ddp

Die Bundesluftwaffe erhält ihre ersten Jäger

Vor 50 Jahren wurde die erste »Sabre«, eine Cl-13 Mark von »Canadair«, an die bundesdeutschen Luftstreitkräfte ausgeliefert

Von MANUEL RUOFF

Zur Erstausstattung der Bundesluftwaffe gehörten neben Jagdbombern vom Typ „Thunderstreak“ und taktischen Aufklärern vom Typ „Thunderflash“ auch Jagdflugzeuge vom Typ „Sabre“.

Die vom US-amerikanischen Unternehmen „North American Aviation“ gebaute F-86 „Sabre“ hatte am 1. Oktober 1947 ihren Erstflug. Am 25. April 1948 durchbrach das Muster im Bahnneigungsflug, einem Sturzflug mit flachem Sturzwinkel und relativ geringer Abwärtskomponente, die Schallmauer. Das erste Serienflugzeug flog am 20. Mai 1948. Im selben Jahr erfolgte die Indienststellung bei der U.S. Air Force (USAF).

Im Koreakrieg (1950–1953) stellte sich der Jagdeinsitzer als das einzige Jagdflugzeug der westlichen Welt heraus, das der von „Mikojan-Gurewitsch“ hergestellten MiG-15 gewachsen war. Der sowjetische Jagdeinsitzer hatte weltweites Aufsehen erregt, als er im November 1950 von Basen jenseits der koreanischen Nordgrenze aus in der chinesischen Mandschurei in den Krieg eingegriffen und sich als sowohl den US-amerikanischen F-80 und F-84 wie auch der „Gloster Meteor“ der Briten überlegen erwiesen hatte. Der von der USAF deshalb nachgeschobene Jagdeinsitzer „Sabre“ lieferte der MiG-15 die ersten großen Luftschlachten unter Düsenmaschinen und brachte die Wende.

Die „Sabre“ war mit ihren 1093 Stundenkilometern Höchstgeschwindigkeit, ihrer Steigleistung von 2450 Metern in der Minute und ihrer Dienstgipfelhöhe von 15100 Metern der leichteren MiG zwar von den Leistungsdaten her unterlegen, doch wußte sie dieses durch bessere Flugeigenschaften und ihr Radarvisier zu kompensieren. Eine bessere Ausbildung der US-Piloten als jene der Russen, Chinesen und Koreaner an den Steuerknüppeln der MiG kam hinzu. Die Zahlen sprechen eine eindeutige Sprache. Beim Waffenstillstand von 1953 standen 78 abgeschossenen F-86 792 vom Himmel geholten MiG-15 gegenüber. Die daraus resultierende Luftüberlegenheit ermöglichte es den US-Amerikanern, ihre den MiG unterlegenen Flugzeuge gegen Bodenziele einzusetzen, während die Bodentruppen des sozialistischen Lagers auf Unterstützung aus der Luft verzichten mußten. In der Folge dieses klaren Erfolgs wurde die „Sabre“ zum Standardjäger der westlichen Welt.

Wie die MiG-15 und so viele andere Innovation der Supermächte fußte auch die F-86 auf Kriegsbeute. Die Idee der gepfeilten Tragflächen stammte aus dem eroberten Deutschland. Für die „Sabre“ wurde das Tragflügelprofil der deutschen Messerschmitt Me 262 verwendet. Über Kanada kam diese also teilweise deutsche Entwicklung auch nach Deutschland. Wie die Australier und die Japaner fertigten auch die Kanadier die F-86 in Lizenz. Die Cl-13 Mark 5 von „Canadair“ war eine F-86F mit einem „Orenda“-Triebwerk von „Avro Canada“. Am 30. Juli 1953 fand der Erstflug statt. Nach dem Ende des Koreakrieges hatte Kanada wie auch andere Nato-Staaten Überschüsse an Waffen, die teilweise der seinerzeit noch recht armen Bundesrepublik für deren 1956 gegründete Bundeswehr überlassen wurden. Hierzu zählten auch 75 Exemplare der Cl-13 Mark 5.

Am 18. Februar 1957 wurde die erste Maschine der Bundesluftwaffe übergeben, die letzte wurde im Winter 1958/59 übernommen. Vor der Auslieferung wurden die Maschinen bei „Scottish Aviation“ im britischen Renfrew vollständig überholt. Das Gros der gebrauchten Flugzeuge ging an die Waffenschule der Luftwaffe (WaSLw) 10 in Oldenburg, das allerdings von 1959 bis 1962 schon wieder ausgemustert wurde.

Die Jagdgeschwader erhielten hingegen 255 Maschinen des leistungsstärkeren Typs Cl-13 (B) Mark 6. Die „Orlanda“-Triebwerke der Mark 6 entwickelten mit 3300 Kilopond über 400 Kilopond mehr Schub als die Mark 5, und trotzdem war die Mark 6 leichter als die Mark 5. Das erste Einsatzgeschwader, das die „Sabre“ erhielt, war das Jagdgeschwader (JG) 71, gefolgt vom JG 72 und dem JG 73. Das JG 71 verlegte im April 1963 nach Wittmundhafen und übernahm dort die F-104G „Starfighter“. Das JG 72 wechselte ab 1966 zur G-91 „Gina“. Und das JG 73 wurde in ein leichtes Kampfgeschwader, das LeKG 42, umgewandelt.

Von den ausrangierten „Sabres“ wurden 90 an Pakistan, 74 an Venezuela und 50 an Portugal abgegeben.



„Sabre“ des JG 72: Im Militärhistorischen Museum der Bundeswehr in Dresden. Foto: Archiv

Von Renato Diekmann

Im Zauber der Ferne

Kapstadt – Der Süden Afrikas weist viele europäische Einflüsse auf

Seit Tagen hat er Kapstadt keines Blickes mehr gewürdigt, hat sich eingehüllt in Nebelschwaden und versteckt unter dichten Wolken. Bis der Wind ihm am frühen Morgen die flauschige Decke entreißt und die Sicht freigibt auf das dunkle Urgestein im Süden Afrikas. Jetzt ist der Tafelberg, 1087 Meter hoch, wieder Herr der Lage und dem Himmel ganz nah. Strahlend wölbt er sich über das Wahrzeichen der Stadt, ein granitgrauer Koloß mit flachem Haupt, zerklüfteten Schluchten und scharfkantigen Klippen an den Flanken.

Für Liebhaber ist Kapstadt zweifellos die schönste Stadt der Welt, bunt und lebendig wie die Einwohner, die ihre Stadt stolz „Mother City" nennen. Welche Metropole hat schon einen Tafelberg zu bieten und eine Küste, an der sich die Wellen zweier Ozeane brechen. Das berühmte Hafenviertel ist Kapstadts gute Stube und Vergnügungsmeile bis spät in die Nacht – ein belebter und beliebter Ort mit schicken Boutiquen, gut besuchten Kneipen und eleganten Restaurants mit internationaler Küche. Hier beobachtet man einfahrende Segelschiffe und in See stechende Hochseefrachter, vertreibt sich die Zeit auf Ausflugsbooten und steht staunend vor haushohen Ozeanriesen, die am Pier vor der klassischen Fassade des Table Bay Hotels für zwölf Stunden festmachen. Zwischen signalrotem Clock-Tower und pastellfarbener Alfred & Victoria-Wharf flanieren Einheimische und Besucher aus aller Welt. Spendierfreudige Gäste applaudieren Akrobaten, belohnen Musikanten und Tänzer mit klingender Münze. Bei jeder noch so flüchtigen Begegnung ist der weltoffene Charakter der kosmopolitischen Metropole am Kap der Guten Hoffnung hautnah zu spüren.

In keinem anderen Naturreservat trifft man auf so viele Tiere wie im Norden von Sabi Sand, das Teil des Krüger Nationalparks ist. Kaum haben die Touristen eine Nashornfamilie fotografiert, versperrt ein Büffel ihren Weg. Er stampft die Hufe wütend in den Boden, daß es staubt; die Augen unter den mächtig geschwungenen Hörnern beglotzen die Eindringlinge. Plötzlich gellen markerschütternde Schreie durch den Busch, denen die erfahrenen Ranger und Fährtensucher im offenen Land Rover unverzüglich folgen. Eine Herde Impalas bildet einen lockeren Halbkreis um den Unglücksort und betrauert eine vor wenigen Minuten gerissene Gazelle. Das blutjunge Tier befindet sich in den Klauen eines Leoparden. Ausgestreckt liegt er da, mit bebendem Körper, von der Jagd noch völlig außer Atem. Jetzt schnellt er hoch, hebt wachsam den schwarz gesprenkelten Kopf und die Nase in den Wind. Entschlossen nimmt er das erlegte Wild zwischen die Reißzähne, erklimmt geschickt den steil gen Himmel ragenden Stamm und bringt die schwere Beute vor gierigen Hyänen auf eine knorrige Baumgabel in Sicherheit. Fasziniert zücken die Beobachter ihre Kameras und bannen alles auf Speicherkarte.

Am Abend erwartet die Gäste ein prasselndes Lagerfeuer in der Mitte der Siedlung, wo hübsch gedeckte Tische einen Halbkreis bilden und zum Dinner bitten. Gekonnt zelebriert die Küchencrew im Schein brennender Fackeln das traditionelle „Braai", Südafrikas beliebtes Barbecue, bei dem riesige Rindersteaks, Lammkoteletts oder ganze Fische über Holzkohle gegrillt werden. Das üppige Buffet bietet neben allerlei schmackhaften Zutaten noch das landestypische „Bobotie", ein deftiger Hackfleischauflauf mit Aprikosen, Bananen und Reis, kräftig gewürzt mit feurigem Curry.

Die „Elephant Plains Game Lodge" liegt in einem blühenden Garten im Schutz urwüchsiger Eichen. Die traditionellen Rundhütten und Luxus-Chalets, durch einen schmalen Laufsteg miteinander verbunden, sind wie Logenplätze auf die Natur ausgerichtet und fügen sich harmonisch ein in die ursprüngliche Landschaft.

Drinnen liegen Gäste auf weißen Laken, strecken alle Viere von sich. Unter dem aufgespannten Mücken-Netz lauschen sie den Geräuschen der Wildnis, hören Grillen zirpen, Frösche quaken, Äste, die unter den Füßen der Elefanten knacken, wundern sich über seltsame Laute, die zu nachtschlafender Zeit, ohne Fährtensucher, nicht zuzuordnen sind.

Die Küste von De Kelders gilt als einer der besten Plätze in Afrika für die Beobachtung der Wale, erklären Lainy und Stanley stolz. Sie heißen ihre Sommergäste auf der Terrasse allabendlich zum Sonnenuntergang mit Prosecco wie langjährige Freunde willkommen. Stanley lacht nach fast jedem Satz, und spricht deutsch. Die guten Sprachkenntnisse verdankt er seinen Großeltern aus dem fränkischen Ansbach. Buntes Hemd und kurze Hose geben kräftige, sonnengebräunte Arme und Beine preis, das dunkelbraune Haar trägt er zu einem Zopf gebunden straff nach hinten gekämmt. Der in Swakopmund geborene Namibier hat sein erstes Hotel im südafrikanischen Paarl eingetauscht für einen Logenplatz am Meer: die Whalesong Lodge – ein kleines, liebevoll geführtes Gästehaus am wild-romantischen Cliff De Kelders mit Blick auf die malerische Walker Bay, ein Naturreservat mit einsamen Stränden, bizarren Felsen, weitläufigen Sanddünen und blühenden Fynbos. Es erstreckt sich im weiten Bogen von Hermanus bis Gansbaai, einem verträumten Fischerdorf, das durch weiße Haie weltbekannt wurde, nach denen abenteuerlustige Gäste in den tiefen Gewässern vor der Küste tauchen.

Am liebsten möchte man für den Rest seines Lebens innehalten, einen Sundowner nach dem anderen schlürfen, die Aussicht aufs Meer und die atemberaubende Schönheit der Landschaft genießen. Logenlätze in Südafrika gibt es genug. Der Blumen- und Kräutergarten ist berauschend und betört die Sinne. Der Duft von Kamille, Minze, Lavendel, Zitronenmelisse, Margariten, Hortensien, Proteas und Strelitzien zieht über den Seerosenteich. Frösche protestieren quakend gegen die Dämmerung des Tages. Am Biotop posieren Fischreiher, Enten und Webervögel wie Models um die Wette, während die Rhodesian Ridgeback-Rüden Konrad und Rocky neu angereisten Gästen nicht mehr von der Seite weichen, um diesen ihr Reich vorzustellen, das sie Tag und Nacht beschützen. Es liegt in der Nähe von Paarl und gehört Fred Uhlendorff. Im Leben des Mathematikers hat sich seit seinem Abschied aus Deutschland einiges geändert. Aus dem versierten Manager und international erfolgreichen Unternehmensberater ist ein zufriedener Gutsherr geworden, der nun Urlaubsgäste verwöhnt, traumhafte Hochzeiten und romantische Flitterwochen vor traumhafter Kulisse arrangiert – Heiner Lauterbach und Ehefrau Viktoria zählten zu seinen Flitterwochengästen.

Fred Uhlendorff serviert seine neueste Rotweinkreation. Er hat sie im Kellergewölbe aus den eigenen Reben gewonnen. Alles selbstgemacht, betont er stolz und nimmt einen Schluck vom süffigen Cuvée. Selbstgemacht sind auch sein kalt gepresstes Öl aus den Oliven und die Guava-Marmelade, die der Gast je nach Gusto morgens frisch aufs Toastbrot streichen kann. Das Frühstück unter freiem Himmel im Schutz riesiger Eichen ist grandios und nicht zu toppen. Der Tisch, stilvoll mit kostbarem Porzellan und afrikanischem Silber gedeckt, dekoriert mit Rosenblättern und zartem Grün aus dem Garten, könnte schöner nicht sein.

Rund um das Palmiet Valley Estate locken Abenteuer und Sehenswürdigkeiten. Einige davon gibt es in der nahe gelegenen Stadt Paarl, die ihren Namen von den Granitkuppen herleitet, die wie Perlen glänzen, wenn die Sonne morgens auf die taufrischen Felsen fällt. Hoch am Berg steht das Wahrzeichen der Stadt: das Taal-Monument, Denkmal und Museum für die Sprache Afrikaans, die aus dem Idiom der holländischen Einwanderer entstanden ist. An Paarl's Main Road stehen sehenswerte Häuser und die schöne, strohgedeckte „Strooidakkerk" aus dem Jahre 1805. Mit stattlichen elf Kilometern ist die Main Road die längste Straße des Landes. Für Vergnügen sorgt das Picknick im Grünen auf dem Rasen von Boschendal, ein Weingut wie aus dem Bilderbuch, mit klassischer Allee. In den vorbestellten Körben befinden sich leckere Pasteten, Baguette und natürlich eine Flasche Boschendal-Wein. Anschließend ist man fit für einen Bummel durch Stellenbosch, Südafrikas ältester Universitätsstadt. Hier gibt es viele historische Gebäude, besonders malerisch in der Dorp Straat. Kap-Gouverneur Simon von der Steel erkannte schon 1679 die Fruchtbarkeit im weiten Tal des Eerste River und legte den Grundstein für ein Weinbaugebiet nahe der Stadt.



Zwischen Berg und Ozean: Kapstadt bietet eine bunte, weltoffene Atmosphäre. Die Metropole weiß zu begeistern. Foto: Diekmann

Viele Europäer fanden hier ein Zuhause

Am 6. April 1652 betrat hier Jan van Riebeeck festen Boden. Zum Schutz seiner Gefolgschaft ließ der niederländische Arzt, Kaufmann und Kolonialverwalter das Fort de Goede Hoop errichten und in großen Mengen Obstbäume und Gemüse anpflanzen; der Anbau von Wein, weltweit begehrt, folgte wenig später. Schnell waren die Europäer – Holländer, Hugenotten und Deutsche – überwältigt von der Fruchtbarkeit des Landes, das Gott in bester Stimmung erschaffen haben muß. Reichhaltige Wasservorkommen, eine artenreiche Tier- und Pflanzenwelt mit farbenfroher Flora und Fauna in schier unerschöpflichen Weiten wechseln mit unberührten Stränden, bizarren Buchten, naturreinen Flüssen, gewaltigen Gebirgsmassiven, dichten Wäldern und riesigen Ebenen – die Welt in einem Land. Diese Vielfalt und fruchtbare Böden, unter denen Gold und hochkarätige Schätze schlummern, sicherten die Lebensgrundlage der San (Buschmänner) und Zulus. Der Reichtum lockte aber auch Siedler aus der Alten Welt in das exotische Land voll faszinierender Kontraste. Wo sich Flora und Fauna früher ungehindert entfalten konnten, haben Menschen längst die besten Plätze okkupiert. Selbst große Tiere wie Elefanten, Büffel, Löwen, Giraffen, Nashörner und Nilpferde mußten zurückweichen in die Naturreservate. Das berühmteste davon ist der Krüger National Park, magischer Anziehungspunkt für Millionen schaulustiger Gäste von allen Kontinenten. *R. D.*

MELDUNGEN

Angeln leichtgemacht

Rostock – Freizeitangler finden in Mecklenburg-Vorpommern gute Bedingungen für ihr Hobby vor. Denn in den über 2000 Binnenseen, an Bächen und Flüssen oder an der Ostseeküste gibt es viele fischreiche Reviere. Die Broschüre „Angelparadies Mecklenburg-Vorpommern“ stellt einige der interessantesten Regionen für Petrijünger vor. Das Heft gibt Tips zu einzelnen Revieren, listet Fischarten und Schonzeiten auf und verweist auf Charterunternehmen und Unterkünfte. Ebenfalls aufgeführt werden alle Ausgabestellen des Touristen-Fischereischeins. Mit dieser 20 Euro teuren Lizenz kann man an vielen Stellen und in nahezu allen Gewässern Mecklenburg-Vorpommerns die Rute auswerfen. Die Broschüre kann kostenlos bestellt werden beim Tourismusverband Mecklenburg-Vorpommern, Platz der Freundschaft 1, 18059 Rostock, Telefon (01 80) 5 00 02 23, info@auf-nach-mv.de, www.auf-nach-mv.de. *ddp*

Tulpenblüte vom Fluß aus

Seeshaupt – „Vivamare“ geht mit seinem eleganten Flußschiff „MS River Art“, das kürzlich zum „Schiff des Jahres“ gekürt wurde, auf neuen Kurs und bietet in dieser Saison erstmals Flußkreuzfahrten durch Holland und Belgien an. Bereits im Mai heißt es „Leinen los“ für die beiden Touren „Tulpenblüte in Holland“ und „Diamanten, Grachten und Nibelungen“. Die sechs- bis zehntägigen Flußfahrten laden ein, die Höhepunkte holländischer und flämischer Kultur zu erleben. Auf dem Programm stehen sattgrüne Polderlandschaften, Windmühlen und Tulpenfelder, holländische Dorfromantik am Ijsselmeer sowie die Schmuckstücke Flanderns Antwerpen, Gent und Brügge. „Vivamare“, Hauptstraße 19, 82402 Seeshaupt, Telefon (0 88 01) 9 06-50, www.vivamare.de

Fast wie im Märchen

Kopenhagen hat auch im Winter seinen ganz eigenen Charme



Schauspiel Wachablösung: Vor beeindruckender historischer Kulisse ist dies ein Höhepunkt für viele Besucher der dänischen Hauptstadt. Foto: ddp

Von Cornelia Höhling

Eine Stadt für Eilige ist Kopenhagen keineswegs. Aber dank schneller Schiffe und gut ausgebauter Autobahnen schnell zu erreichen. Nicht umsonst verbucht die Fährlinie „Scandlines“ zwischen Rostock und Gedser zweistellige Zuwachsraten. Der Katzensprung über die Ostsee in das „Venedig des Nordens“ lohnt selbst in den Wintermonaten.

Zum Baden wäre es freilich zu kalt. Doch auch im Winterkleid präsentiert sich das kulturelle Zentrum Nordeuropas als eine der liebenswürdigsten Städte der Welt. Ihrem facettenreichen Charme kann sich keiner entziehen. Und wohlige Wärme empfängt die Gäste in den zahlreichen Kneipen beim traditionellen Smörrebröd, dem Leibgericht der Dänen, die es gern „hyggelig“ (gemütlich) haben. Mag es die kleine Meerjungfrau in ihrem Evakostüm auch noch so frösteln. Allein sie hat einen Besuch verdient.

Seit Jahrhunderten durchziehen unzählige Kanäle die ältesten und schönsten Stadtteile der dänischen Metropole. Diesem Bild aus Wasserstraßen, Brücken und Booten verdankt sie den Vergleich mit der italienischen Lagunenstadt. Eine Kanalrundfahrt bis zur kleinen Meerjungfrau ist vielleicht die schönste Art, Kopenhagen zu erkunden.

Einsteigen kann man an verschiedenen Stellen: etwa am Gammel Strand, wo früher die Fischweiber den frischen Fang feilboten und sich heute die renommiertesten Fischgaststätten aneinander reihen, oder am Nyhavn, der sich vom Rotlichtviertel zur respektablen Restaurantgegend mauserte. Dieser Kai mit seinen schaukelnden Booten, bunten Häusern, Cafes und Kellerlokalen darf in keinem Fotoalbum fehlen. Gleich um die Ecke bei Ida Davidsen soll es die längste Smörrebröd-Karte der Welt geben. Die dänischen Butterbrote sind eine Art kulinarisches Kunstwerk.

Auch ein Winterspaziergang über die Uferpromenade Langelinie führt zur Meerjungfrau. Was könnte Lille Havfru doch so alles erleben, wenn sie nicht unentwegt auf ihren Prinzen wartete? Fast 100 Jahre schon versagt sie sich die Freuden Kopenhagens mit der längsten Einkaufsstraße und dem ältesten Vergnügungspark der Welt. Genau seit 1913 geht das so. Und das alles nur, weil der Nationaldichter Hans Christian Andersen (1805–1875) ihr in seinem Märchen die Rolle der unglücklich Verliebten zugedacht hat.

Märchenhaft wirken auch die hohen Bärenfellmützen, die die königlichen Wachsoldaten nicht nur im Winter tragen. Doch sie sind ganz real. Mittags punkt zwölf verlassen sie ihre Schilderhäuschen von Amalienborg und überqueren, verfolgt vom Blitzlichtgewitter der Touristen, den Platz des vierflügeligen Rokoko-Schlosses. Das Schauspiel der Wachablösung vor der beeindruckenden historischen Kulisse läßt sich kaum ein Besucher der Stadt entgehen.

Für Kauflustige lohnt auch der Blick in die vielen autofreien Seitenstraßen, wo sich kleine Läden und Souterrain-Boutiquen neben großen Kaufhäusern drängeln: Mode, Kunst, Design – für jede Geldbörse. Günstige Antiquitäten allerdings sind in Vorstädten wie Nörrebro zu haben. Trendig und jung dagegen geht es direkt hinter dem Hauptbahnhof zu. Das ehemalige Schmuddelviertel hat eine regelrechte Verwandlung erfahren.

Egal, ob alt oder jung, zahlungskräftig oder weniger gut betucht – ein paar Gehminuten vom Hauptbahnhof entfernt treffen sich alle wieder: im Tivoli. Die Geburtsstunde des ältesten Vergnügungsparks der Welt schlug 1843, als ein Kopenhagener Kaufmann das 100 000 Quadratmeter große Areal kaufte. Morgens erscheint der Park noch als beschauliches Blumenparadies mit Springbrunnen und mittlerweile rund 30 Restaurants, in denen nicht nur dänische Küche, sondern auch exotische Gerichte angeboten werden. Doch sobald es dämmert, schaffen Tausende bunter Lämpchen eine Märchenwelt, in der neben Shows und Konzerten auch Achterbahnen und Karussells die Vergnügungssüchtigen herausfordern. Zweimal pro Woche überstrahlt ein Feuerwerk den Park.

Ungerührt vom brodelnden Leben hockt die Meerjungfrau weiterhin sehnsüchtig wartend auf ihrem Stein im Hafenbecken. Die kleine bronzene Märchenfigur, die gerade mal 1,35 Meter mißt, wurde zum Wahrzeichen der wahrhaft liebenswerten Stadt.

Reiseinformationen

Anreise per Fähre:
– Rostock-Gedser in 105 Minuten, Abfahrten täglich alle zwei Stunden. Vom Hafen Gedser führt die Autobahn direkt nach Kopenhagen.
– Puttgarden-Rödby täglich im 30-Minuten-Takt, Buchung und Information „Scandlines“: www.scandlines.de, Telefon (0 18 05) 11 66 88 (Preisrabatt bei Online-Buchung bis 60 Tage vor Reiseantritt)

Anreise per Bahn:
– Täglich fahren mehrere Züge aus Deutschland nach Kopenhagen. www.bahn.de

Weitere Informationen: www.visitdenmark.com, www.visitcopenhagen.com, Dänisches Fremdenverkehrsamt in Hamburg, Telefon (0 40) 3 20 21-0, daninfo@dt.dk

Von Paulus keine Rede

Auf christlichen Spuren im türkischen Perge

Von Norbert Matern

Es dauert seine Zeit, bis der Bus die einzelnen Hotels an der türkischen Riviera angefahren hat, um die meist deutschen Touristen einzusammeln, die das antike Perge sehen wollen. Es liegt keine 20 Kilometer vom Flughafen der Touristenhochburg Antalya entfernt und ist damit ein beliebtes Ziel aller, die wenigstens für einen Tag den Alles-inklusive-Leistungen der Hotels entfliehen wollen, um etwas von der wirklichen Türkei zu sehen. Rechts und links der Autobahn stehen die vielen Gewächshäuser, in denen Tomaten, Gurken, Bohnen wachsen, die für die Millionen Gäste in den mehr als 800 Hotels in der Region benötigt werden.

Leider fehlt im kleinen und romantischen Hafen von Antalya jeder Hinweis auf Paulus und Barnabas, die dort anlandeten. Paulus war auf seiner ersten Missionsreise. Seit einigen Jahren gibt es eine kleine St. Pauluskirche in der gleichnamigen Straße. Hinweise auf sie und ihren katholischen Gottesdienst allerdings sucht man in den Hotels vergeblich.

Gleichfalls verlieren die Reiseleiter auf dem Weg nach Perge auch nur ein Wort darüber, daß dort mit dem hl. Paulus (10–64 n. Chr.) eine der „wirkmächtigsten“ Persönlichkeiten der Weltgeschichte predigte. In der Apostelgeschichte heißt es kurz und bündig: „Paulus und seine Weggefährten kamen nach Perge. Johannes trennte sich dort von ihnen und kehrte nach Jerusalem zurück.“

Das halb verfallene Amphitheater von Perge mit seinen 12 000 Plätzen lassen die Reiseführer im wahrsten Sinne des Wortes „links“ liegen. Es geht zum riesigen Parkplatz vor den Ruinen der alten Stadt, in der Schrifttafeln auch in Deutsch das Wichtigste mitteilen. Perge war im Altertum durch seinen großen Mathematiker Apollonius berühmt, auf den noch Jahrhunderte später Johannes Keppler bei seinen Berechnungen über die Bewegungen der Planeten zurückgriff. Auch beim Rundgang durch die Ruinen mit den vielen, zum Teil wieder aufgestellten Säulen, fällt über Paulus und Barnabas kein Wort. Auf der 75 mal 75 Meter großen Agora, dem Marktplatz, hat der bedeutendste Missionar des Urchristentums gepredigt. Perge erlebte gerade seine größte Blüte. Nicht Artemis, so Paulus, ist hier zu verehren, sondern Jesus von Nazareth, der Sohn Gottes.

Die Reiseleiter zeigen die großen Bäder und die schnurgerade Säulenstraße, die zur Akropolis, dem Burgberg führt. Kein Baum spendet Schatten und die Touristen bewundern mehr als daß sie kaufen die vielen kleinen Händler, die sich rechts und links der Straße niedergelassen haben. Möglicherweise sitzen sie auf verborgenen archäologischen Schätzen, denn erst 1947 wurde mit den systematischen Ausgrabungen begonnen.

Von 1994 bis 2004 wirkte hier die „Deutsche Forschungsgesellschaft“. Jetzt gräbt die Universität Istanbul ein Gräberfeld aus. Bevorzugte Arbeitszeit sind die Monate September bis Dezember, sonst ist es zu regnerisch oder zu heiß. Es könnte mehr geschehen, aber es fehlt das Geld. Das Mitnehmen von antiken Steinen steht unter strenger Strafe. Es können bis zu fünf Jahre Haft drohen.

Im „Kaisersaal“ und „Göttersaal“ des am Stadtrand von Antalya gelegenen Museums stehen die Plastiken römischer Kaiser und Potentaten, die seit 1964 in Perge gefunden wurden. Insgesamt sind es 47. 20 davon schmückten einst die Südtherme, die übrigen stammen aus anderen Teilen der Stadt.

Sie mögen einst auf Paulus und Barnabas heruntergeschaut haben.



Ruinen von Perge: Hier predigten einst Jünger von Jesus von Nazareth. Foto: Archiv

Perge, die „erste unter den Städten Pamphyliens“, zeigt eine eigene Kunstrichtung. Die Formen sind scharf abgegrenzt, die Statuen wirken strenger als anderswo.

Perge war auch bekannt durch sein Asylrecht. Wer sich als verfolgter Fremdling hinter die Stadtmauern retten konnte, hatte nur noch wenig zu befürchten. Durch seinen Besuch in Ephesus hat Papst Benedikt XVI. die Türkei an ihre christlichen Wurzeln erinnert. Vielleicht trägt das bald auch bei Führungen in Perge Früchte.

Polens Kirche

Betr.: „Der unpassende Erzbischof“ (Nr. 2)

Die Affäre um Erzbischof Wielgus sollte Anstoß sein, die Rolle der katholischen Kirche in Polen nicht nur für die Zeit des Kommunismus zu beleuchten, sondern ebenso auch ihre Rolle bei der Deutschenvertreibung. Dokumente hierzu gibt es genug – nicht nur etwa die Bücher des Breslauer Priesters Johannes Kaps („Die Tragödie Schlesiens“, „Vom Sterben schlesischer Priester“), nicht nur die Arbeiten von Prof. Franz Scholz, nicht nur die Berichte über den unseligen Kardinal Hlond, der die deutschen Bischöfe der Ostprovinzen – letzte Stützen der noch nicht geflohenen oder vertriebenen Deutschen – verdrängte und Polen seiner Wahl als neue Herren an ihre Stelle setzte. Die Archive Deutschlands und Polens und vor allem die des Vatikans dürften reichlichst Unterlagen für eine Untersuchung der katholischen Kirche Polens als politische handelnde Instanz und nationale Interessenvertreterin auch bei der Landnahme und Menschenvertreibung von 1945 und danach bieten. 60 Jahre nach Kriegsende ist die Zeit hierfür reif.

Stephanie Heidelmeyer, Alzenau



Was ist die Energie der Zukunft: Atomstrom oder erneuerbare Energien wie Windkraft? Foto: ddp

Hallo Nachbarn!

Betr.: Die *PAZ*-Familie

Kennen Sie das? Sie sind glücklicher Abonnent und eifriger Leser der *PAZ*. Sie sehnen sich jedesmal nach dieser Freitagslektüre jenseits der jede Meinung schleifenden, allseits bekannten 90prozentigen „politischen Korrektheit“ im sonstige Presse-Blätterwald.

Sie haben die Wurzeln in Preußen und die in der *PAZ* beheimatete Sicht der Dinge und Personen nicht verloren.

Sie können sich auch nicht vorstellen, daß Sie der einzige Leser der *PAZ* in Ihrer Region sind und möchten deshalb den Kontakt finden zu den Lesern in Ihrer Stadt und deren Umland.

Deswegen schreiben Sie an die *PAZ* einen Leserbrief wie diesen, in der Hoffnung, Leser und Freunde der *PAZ* kennenzulernen, um Ihre Gedanken über Themen und Inhalte dieser Zeitung auszutauschen oder um Ihre historische und kulturelle Verbundenheit mit Preußen zu erhalten oder zu vertiefen.

Ich freue mich auf Ihren Anruf Telefon (0 49 31) 1 20 78, zwecks Zusammenführung der *PAZ*-Familie. **Heinz Welchert, Norden**

Windkraftanlagen sind eine »Todsünde«

Betr.: „Die Macht der Stromfundis“ (Nr. 3)

Besten Dank für diesen Artikel und die gesamte Seite, die ich mit großem Interesse gelesen habe. Gestatten Sie bitte, daß ich noch einige – nicht unerhebliche – Ergänzungen mitteilen möchten.

Die mittlerweile rund 19 000 Windkraftanlagen (WKA) sind eine „Todsünde wider den Tourismus“, denn wer will sich schon unter oder in der Nähe von Industrie-Großanlagen ergehen, um Entspannung und Erholung zu suchen? In vielen Gegenden ist der Tourismus aber die wirtschaftliche Lebensgrundlage. Die WKA treiben die Zersiedelung und den Landschaftsverbrauch noch weiter voran. Wir leben in einem der am dichtesten besiedelten Flächenstaaten Europas und der Welt mit tagtäglich rund 150 Hektar Landschaftsverbrauch für Bauten aller Art. Dieser hoch besorgniserregende „Flächenfraß“ kann dazu führen, daß wir um 2050 überhaupt keine freie Landschaft mehr haben – alles ist zugebaut (so seriöse Berechnungen). Wenn die Politik meint, sie müsse unbedingt etwas tun gegen die kommende Klimakatastrophe (es gibt durchaus Stimmen, zum Beispiel Dr. Thüne, die diese Katastrophe so nicht sehen), so kann es ja nicht angehen, die Biosphäre kaputt zu machen, um die Atmosphäre zu schützen.

Der Ausbau der Windenergie verstößt daher wegen seiner Lebensfeindlichkeit gegen das Grundgesetzgebot 11 „Schutz der natürlichen Lebensgrundlage“ (Art. 20a GG). Die WKA gefährden in hohem Maße auch die Tierwelt, besonders Vögel und Fledermäuse, durch den sogenannten Vogelschlag. Dies ergaben Untersuchungen des Landesumweltamtes Brandenburg („Todesfalle für Vögel und Fledermäuse“). Die WKA gefährden auch erheblich die Verkehrssicherheit auf unseren Straßen und anderen Verkehrswegen. Sie werden immer höher, jetzt schon Gesamthöhe bis 150 Metern, sind oft sehr nahe an den Straßen errichtet worden.

Der TÜV Nord hat aber gutachtlich festgestellt, daß Rotorteile bis 600 Meter weit geschleudert werden können. Es sind rund 200 Havariefälle in den zurückliegenden fünf bis sechs Jahren dokumentiert. Die hohen Anlagen gefährden auch die Luftsicherheit, insbesondere für die Rettungsflieger. Diese Anlagen sind zwar mit einer Flugsicherheitsbefeuerung versehen, die aber oberhalb der Rotornabe sitzt, also bis zu 15 Meter unterhalb der Rotorspitze. Bei Nacht und schlechter Sicht ist also eine akute Gefährdung für Niedrigflieger gegeben.

Bernhard Hartz, Salzhemmendorf

Temperaturschwankungen sind absolut normal

Betr.: „Blinde Modellhörigkeit“ (Nr. 6)

Das CO_2-Treibhaus ist ein offensichtliches Täuschungsmanöver. Die überall verkündete „Klimakatastrophe“ findet nicht statt. Die heute viel beachtete Erderwärmung ist ein schon lange erkanntes Naturphänomen. Und dieses ist die entscheidende Täuschung: Vermehrtes CO_2 in der Atmosphäre ist nicht Ursache, sondern Folge von Erwärmung, und zwar durch erhöhte Sonnenaktivität.

In den Weltmeeren sind ungeheure Mengen CO_2 von Natur aus vorhanden, an Wasser gebunden wie in der Mineralwasserflasche. Bei Erwärmung durch die Luft perlt es massenhaft an die Oberfläche und gelangt in die Atmosphäre.

CO_2 ist weder Klimagift noch Luftschadstoff. Mensch und Tier atmen es aus, Pflanzen brauchen es als Lebensgrundlage, und diese wachsen besser je mehr CO_2 ihnen zur Verfügung steht.

Pflanzen bauen beim Wachsen Kohlenstoff ein, der beim Vermodern und Verbrennen (Holz, Kohle, Erdgas) wieder frei wird. Das ist der natürliche Kreislauf. CO_2 wird in Gigatonnen Kohlenstoff gemessen.

Hier ein Vergleich: in den Tiefen der Meere sind 38 000 Gigatonnen C, in der Atmosphäre 750, im Humus 2200, während der Mensch jährlich nur zirka sechs Gigatonnen C freisetzt. Der Mensch ist gar nicht in der Lage, Weltklima zu machen!

Vor 12 000 Jahren schmolz der bis zwei Kilometer dicke Eispanzer über die Nordhalbkugel. Um 900 wurde Grönland von den Wikingern eisfrei und grün entdeckt und Grünland genannt, und besiedelt; später wieder aufgegeben. Das ganz Mittelalter hindurch war es wärmer als heute. Von 1500 bis 1850 gab es die „kleine Eiszeit“ von der sich das Klima bis heute noch nicht ganz erholt hat. Ursächlich war immer die Sonnenaktivität, deren Ursache wir nicht kennen.

Als Antwort auf die Kyoto-Hysterie (1997) verfaßten die Geowissenschaftler Seitz, Robinson, Baliunas und Soon eine Petition, die 18 000 Wissenschaftler zur Widerlegung der Kyoto-Hypothese unterschrieben. Politik und Medien verschwiegen diese geballten Erkenntnisse aus irgendwelchen Gründen, so daß man heute unbehindert von „Umbau der Industriegesellschaft“ bis Demontage von Güterproduktion sprechen kann.

Immer wieder unzuverlässig vermischt mit der Klimafrage wird der Umweltschutz gegen Verschmutzung von Erde, Wasser und Atemluft. Hier allerdings kann der Mensch noch viel leisten.

Alfred Dittmar, Arolsen

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2532**

Fehlleistungen nicht noch mit Geld honorieren

Betr.: Leserbrief „Kein Geld mehr für das verlorene Ostpreußen“ (Nr. 2)

Helfen ja, wo Helfen einen Sinn hat. Meinerseits bezüglich des Leserbriefs keine „ärgerliche Reaktion“, sondern in jeder Hinsicht nur uneingeschränkte Zustimmung.

Ostpreußen war bereits deutsch als Columbus Amerika entdeckte. Und in dem 700 Jahre währenden Deutschsein dieses Landes sind die vorhergehenden etwa 2000 Jahre prußische Geschichte eingeflossen. Ostpreußen war zu deutscher Zeit eine Stätte der Geisteswissenschaft, aber vor allem eine Kornkammer des deutschen Reiches und hatte als solche, speziell in der Tierzucht, Weltruf. Die nunmehrigen Besitzer des östlichen Ostpreußen haben ein Armenhaus aus dem Land gemacht. Wozu solches noch mit Geldaufwendungen honorieren?

Auch hinsichtlich der Ansichten bezüglich Gedenkstätten stimme ich dem Leserbriefschreiber vollkommen bei. Wir sind das einzige Land dieser Erde, welches im Opfergedenken unübertroffen ist – sofern die Opfer deutscher Schuld zugeordnet werden können. Unzählige Gedenkstätten dieser Art, bescheidene und monströse, künden von unserem, gleichsam zur Staatsreligion erhobenen Schuldigsein. Eine würdige Stätte zum Gedenken der 14 Millionen deutschen Heimatvertriebenen, welche ja die Schuld der Vertreiberstaaten dokumentieren würde, gibt es jedoch nicht. Und dem realen Wissen um die deutschen Ostgebiete wird kein Raum gegeben, geschweige denn diesem Land eine zentrale Gedenkstätte gewidmet. Völlig unhistorisch wurde dagegen Mitteldeutschland in Ostdeutschland umbenannt.

Horst Zlomke, Lunestedt

Sich immer benachteiligt gefühlt

Betr.: „In Engelchens Mitte“ (Nr. 52)

Im Wochenrückblick wird darauf hingewiesen, daß die Republik Polen die Grenzfragen wieder aufrollen möchte. Als Kenner der polnischen Geschichte und der Mentalität der Bevölkerung mußte ich feststellen, daß dieses Land mit seinen Grenzen seit seinem Bestehen in der über 1000jährigen Geschichte niemals einverstanden war, und dies ist so bis zum heutigen Tage. Dieses Volk betrachtet sich als das „Leidende“ und immer von seinen Nachbarn „Benachteiligte“. Ob es die Deutschen, Russen oder das Haus Österreich waren. Zur Zeit ist es die EU und in deren Schatten wieder mal die Deutschen. Dies haben nicht nur die Brüder Kaczynski demonstriert, sondern auch der Fernsehsender „Polonia“, der täglich über dieses Thema Sendungen ausstrahlt. Polen muß, um überhaupt zu überleben, sein Territorium im Osten, Norden und Westen unbedingt vergrößern. Dies ist auch die überwiegende Meinung der Bevölkerung des Landes. Diese Gebiete sind ja polnisches Land, „Piastenland“, das wieder zurückzugewinnen ist. Die Bevölkerung dieser Territorien ist ja überwiegend polnischer Herkunft / Abstammung.

Des weiteren sei anzumerken, daß mit keinem der Nachbarstaaten Friedensverträge bestehen. Die Grenzfrage ist somit vollkommen offen. Es gibt auch keine Macht, die dieses Begehren verhindern wird. Nur durch eine befriedigende und zugunsten Polens erbrachte Lösung dieses Problems kann eine deutsch-polnische dauerhafte Verständigung herbeigeführt werden. Es stünde Deutschland gut zu Gesicht, hier die Vorreiterrolle zu übernehmen.

Hermann Wank, Hafenlohr

Das Tun ist wichtig

Betr.: „Nach Stoibers Ende – Wohin steuert Merkel?“ (Nr. 4)

Ja, das würden wir auch gerne wissen. Wir sehen sie zwar häufig im Fernsehen, könnten auch viel über sie lesen, wenn wir es denn wollten, aber wohin die Reise mit ihr geht, wissen wir nicht. Unser Vertrauen hat sie nicht! Und da helfen auch nicht schöne Worte und ein guter Friseur, es kommt allein auf das Tun an.

Deutliches Beispiel: der Umgang mit den Vertriebenen. Zwar haben sich zu viele ihrer Nachkommen unter das Joch der Political Correctness gebeugt, aber es gibt doch noch Bürger, die historisches Unrecht nicht unter den Teppich zu kehren bereit sind. Menschen- und Völkerrecht gilt auch für uns Deutsche! Und ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ findet nirgendwo einen besseren Platz als in der deutschen Hauptstadt. Leider wohl nicht für Frau Merkel.

Wolfgang Markus, Riesa

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

MELDUNGEN

Mehr Geburten wegen der Fußball-WM?

Berlin – Das „Deutsche Sommermärchen 2006" hat offenbar doch anhaltende Folgen gezeitigt: Mediziner in Geburtskliniken stellen einen plötzlichen Anstieg der Teilnehmer an Vorbereitungskursen für die Schwangerschaft fest. Experten führen dies auf die gute Stimmung während der Fußball-WM zurück. Eine positive Grundstimmung fördere den Wunsch nach Kindern.

Kein Stimmrecht für Ausländer

Zürich – Der Rat (Landtag) des Schweizer Kantons Zürich hat einer Initiative, Ausländer auf kommunaler Ebene das Stimmrecht zu erteilen, mit 94 zu 56 Stimmen eine Absage erteilt. Der Einzel-Vorstoß eines Doppelstaatlers wurde von Grünen und Sozialisten unterstützt. „Rosinenpickerei" sei das Vorhaben, hielt ein sozialdemokratischer Kantonsrat dagegen. Es könne nicht sein, daß jemand politische Rechte in Anspruch nehme, aber die vollen Staatsbürgerpflichten nicht erfülle.

ZUR PERSON

Erster Deutscher im Weltall ist 70



Der erste Deutsche im All, **Sigmund Werner Paul Jähn**, feierte am 13. Februar seinen 70. Geburtstag. Geboren im vogtländischen Morgenröthe-Rautenkranz brach er am 26. August 1978 zur sowjetischen Orbitalstation Saljut-6 auf. Sieben Tage, 20 Stunden und 125 Erdumkreisungen dauerte der Trip.

Die abenteuerliche Landung in der sibirischen Steppe glich fast einem Absturz. Jähn erlitt bleibende Wirbelsäulenschäden. „Totale Glückseligkeit" empfand der gelernte Buchdrucker aber, als er vom „Sojus"-Raumschiff die Erde erblickte: „Unsere Erde in leuchtendes Blau gehüllt – einfach traumhaft", so schilderte er seine exklusiven Eindrücke.

Nicht wegen seiner Experimente an Bord, sondern als Aushängeschild des Sozialismus wurde der „Held der DDR" populär und Gegenstand staatlicher Propaganda. Dabei war der bescheidene Kosmonaut über den DDR-Militärdienst (Ausbildung in der UdSSR 1966 – 1970) erst spät zu Ruhm gelangt. Ab 1976 bereiteten ihn die Sowjets im „Sternenstädtchen" bei Moskau aufs All vor – als Lohn für technische Beiträge der DDR zur Sowjetraumfahrt.

Er war nicht der erste Gast der Sowjets. Wegen des Prager Frühlings in der Tschechoslowakei und später wegen der Lage in Polen durften zuerst Kosmonauten dieser Bruderländer mit, als Besänftigung. Für den Physiker und Diplom-Militärwissenschaftler blieb es bei dem einen Flug von 1978: Schon vor der Perestroika wurden die Mittel knapp, der Generalmajor der DDR-Luftwaffe hatte das Nachsehen.

Nach der Revolution von 1989 beriet Jähn das „Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt", ab 1993 auch die europäische Raumfahrtbehörde „Esa". 2002 ging Sigmund Jähn in Rente. *SV*



»Sagenhaft! Dieser Hobel ist tausendmal besser als die anderen!« Zeichnung: Götz Wiedenroth

Dicke Tasche

Wie der Klimakrieg reich macht, die Ökosteuer hält, was sie versprochen hat, und Schäbigkeit mit Stolz erfüllt / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Die Chinesen sind immer so höflich, deshalb sind wir auch nett zu ihnen und denken uns ständig neue Präsente aus für unsere fernöstlichen Freunde. Wir überlassen ihnen großherzig unsere technischen Entwicklungen und zahlen sogar Entwicklungshilfemillionen ans Reich der Mitte. Nun haben sich Gutmeinende noch etwas Hübsches ausgedacht: Wer mit dem Flugzeug in die Ferien fliegt, soll künftig pro Flug 15 Euro an China spenden, damit die dort das Klima schützen.

Nicht daß es den Chinesen an Geld mangelte. Geschätzte 1000 Milliarden US-Dollar quellen aus den Kellern der Pekinger Notenbank, China reitet auf einem alljährlichen Rekordwachstum von neun Prozent gerade an der bisherigen Nummer drei der Weltwirtschaft (Deutschland) vorbei und schickt sich an, auch Japan zu überholen. Aber wie heißt es so schön und dreckig: Der Teufel sch... nur auf große Haufen. Und der muß es ja wissen. Also laden wir unser Geld da ab, wo schon sehr viel ist.

Da wir alle für Gerechtigkeit sind, dürfen wir die übrigen Asiaten allerdings nicht vergessen beim Leeren unserer Füllhörner: Kauft japanische Autos, fordert Renate Künast von den Grünen. Der Kommentator der „Frankfurter Allgemeinen" hat angesichts von Künasts Attacke gegen die deutschen Autobauer den Ernst der Klimakriegslage voll erkannt, und will ab sofort nicht mehr fackeln: „Jetzt kann man nicht mehr länger mit umständlichen klimapolitischen Erwägungen kommen, jetzt gibt's nichts mehr zu deuteln, jetzt läßt sich nur noch – Zahn um Zahn, Emissionspartikelchen um Emissionspartikelchen – Automarke gegen Automarke setzen, Kühlschrank gegen Kühlschrank, Geschirrspüler gegen Geschirrspüler."

Um wieviel Uhr mag er diese Zeilen verfaßt haben? Um 5.45 Uhr? Die Älteren kennen die Diktion noch aus dem Radio.

Jawoll, Schluß mit dem Gelaber, zu den Waffen! Auch England macht alle Reserven mobil im Kampf um unser Klima. Dort sollen nach dem Willen der Regierung vor allem die Schulkinder intensiv klimaerzogen werden, damit sie im Auftrag des Staates zu Hause nach dem Rechten sehen. Nächster Schritt wäre dann, daß sie dem Lehrer anzeigen, daß Papi einen dicken deutschen Wagen fährt oder in seinem Arbeitszimmer heimlich einen alten Heizlüfter versteckt hat. Das Klimavergehen käme auf dem nächsten Elternabend zur Sprache: „Ja, ich bekenne und bereue, einen BMW zu besitzen und fordere für mich die angemessene Strafe!"

Die Methode, das Volk über die Kinder zur Räson zu bringen, ist historisch bewährt. Fahren Sie doch mal mit beim nächsten Geldtransport nach Peking und fragen Sie die Chinesen; die haben das Ende der 60er brillant vorgeführt im Rahmen ihrer rauschenden „Kulturrevolution". Die Londoner Zeitung „The Independent" jubelt: „In der Schlacht um die Rettung des Planeten werden Kinder an die Front geschickt!"

> Schwarz-Rot ist begeistert: Keine Krise trotz höherer Steuern – das macht Durst auf mehr!

Klima ist was Herrliches, es beendet alle Debatten und bietet ungeahnte Möglichkeiten, weil keiner mehr wagt, dumme Nachfragen zu stellen, geht es doch um das Schicksal der Welt.

Der Feldzug ist keinesfalls wirtschaftsfeindlich, im Gegenteil, er wirft goldene Berge ab. Zig Milliarden werden heute schon buchstäblich mit heißer Luft verdient, „Emissionshandel" nennen sie die unerschöpfliche Quelle. Phantasievolle Finanzjongleure verdienen sich dumm und dämlich, bezahlt von den reuigen Energieverbrauchern, die sich ihrer Klimaschuld zutiefst bewußt sind. Unser schlechtes Gewissen gräbt sich mit jeder schockierenden Nachricht weiter in unser Herz und öffnet unsere Börse.

Die ist sowieso viel dicker, als wir unsere Politiker immer glauben machen wollten. Was war das bloß für eine Gejammer mit der Mehrwertsteuererhöhung. Die Konjunktur werde einbrechen, keiner mehr große Sachen kaufen und so weiter und so fort. So tönten wir noch vor ein paar Monaten und in Berlin wurden sie mit jedem Tag nervöser. Und jetzt? Keine Spur von Konjunktureinbruch, alles läuft glänzend. Das deutsche Wachstum liegt zwar weiterhin elend weit unter dem internationalen Durchschnitt, aber als Kellerkind freut man sich eben an den kleinen Zahlen.

Während wir Normalbürger bloß beruhigt sind, ist die Große Koalition ganz außer Rand und Band über die ausgebliebene Krise. Man fühlt sich wie einer, der gestern leichtsinnigerweise drei Flaschen Hochprozentiges vertilgt hat und heute morgen entzückt feststellen konnte, daß er gar keinen Kater durchleiden muß. Was macht man da? Na weitersaufen, natürlich!

Mit Hinweis auf die schadlos verdaute Mehrwertsteueranhebung kann Schwarz-Rot schon am Ende des laufenden Jahres zur nächsten Picheltour auf Bürgers Kosten aufbrechen. Begründungen für neue Steuern gibt es immer: Mehr Geld für die Pflege, die Gesundheit, die Bildung – oder wie wär's mit „verstärkten Anstrengungen zum Klimaschutz"? Selbstverständlich würden die Kritiker maulen, daß das Geld – wie bei der „Ökosteuer" – am Ende ganz woanders hinginge als versprochen. Das aber ist eine üble Unterstellung, die jetzt durch Taten widerlegt wird.

Die „Ökosteuer" sollte ja die Renten sichern helfen. Und die Politik hat Wort gehalten: Keine acht Jahre nach Einführung der Ökosteuer werden die Renten bald um sage und schreibe 0,57 Prozent erhöht, heißt es. Bei 1000 Euro Monatsrente kriegt der Ruheständler also 5,70 Euro mehr, von denen er es sich dann mal so richtig gutgehen lassen kann.

Mehr als 1000 Euro sollte eigentlich sowieso keiner haben, zumindest dann nicht, wenn er als politischer Häftling in der DDR eingesessen hat. Die sollen eine Opferrente von 250 Euro erhalten, es sei denn, sie haben schon jetzt mehr als 1035 Euro im Monat. Dann gibt's gar nichts. Pech gehabt.

„Aufbau Ost"-Minister Wolfgang Tiefensee findet das einen „guten Kompromiß", nachdem die Regierungen Kohl und Schröder die Opfer irgendwie gänzlich vergessen hatten. Der letzte DDR-Außenminister Markus Meckel spricht gar von einem „großen Erfolg". Hauptanliegen, so wird berichtet, sei es gewesen, daß am Ende nicht etwa einige SED-Opfer etwa besser gestellt sein könnten als NS-Opfer. Wir stellen uns die Berliner Politiker vor, wie sie schweißnaß im Gedanken an etwaige „Aufschreie" das Rentenniveau der SED-Opfer Schrittchen für Schrittchen solange runtergezirkelt haben, bis das Risiko einer möglichen „Besserstellung" vollständig ausgeschlossen werden konnte – wobei sie bei Tausenden von Betroffenen schließlich an der Nullinie angekommen waren, bevor sie ihren „großen Erfolg" erhobenen Hauptes der Öffentlichkeit melden konnten. Im politischen Berlin trägt man seine Schäbigkeit mit Stolz.

Das Volk ist auch stolz, nur anders. Das hat es bei der WM 2006 gezeigt, als mit seinem wachsenden Nationalstolz nicht Schäbigkeit, sondern seine Fairneß und Freundlichkeit mitgewachsen ist. Vielen Politikern und Intellektuelle, das bemerkten wir schon, war darob ganz und gar nicht wohl. Andere jubelten, die Deutschen hätten sich endlich mit Ihresgleichen versöhnt.

Bei den Versöhnungspartys sind sich zahlreiche junge Germanen offenbar ziemlich nahegekommen. Entbindungskliniken berichten von zehn bis 15 Prozent mehr Teilnehmern in Schwangerschaftskursen (siehe Meldung).

Junges Elternglück ist was Tolles und kann selbst Leute ereilen, die von gar nichts wissen und sich ihrer Unschuld völlig sicher sind. Nachdem Karlsruhe klargestellt hat, daß heimliche Vaterschaftstests verboten bleiben, kann eine schwarzhaarige Frau ihrem schwarzhaarigen WM-Bekannten frech „seinen" strohblonden Sohn unter die Nase halten und Unterhalt fordern. Es bleibt dem jungen Mann untersagt, ein Tröpfchen von heimlich aufgefangenem Babyrotz zum Gentest zu tragen, um nachweisen zu können, daß es der Schwede war.

ZITATE

*Der Kommentator der „Welt" freute sich am 9. Februar wegen der **„fürchterlichen"** Politik der **Brüder Kaczynski** auf sarkastische Weise über das **Desinteresse der Deutschen an Polen**:*

„Gleichgültigkeit hat manchmal auch ihr Gutes. Man kann von Glück sagen, daß Polen die Mehrheit der Deutschen nicht interessiert. Würden sie genauer auf das Nachbarland schauen, wäre ein Aufschrei wahrscheinlich."

*Die „Süddeutsche Zeitung" vom 13. Februar vergleicht die **Pension** für die letzten **DDR-Minister** mit der geplanten **Stasi-Opfer-Rente** von 250 Euro und dem Rentenniveau der **Normalbürger**:*

„Die letzten DDR-Minister sollen für ihre sechsmonatige Amtszeit fast 1000 Euro bekommen – das hat die Bundesregierung gerade entschieden. War es also viermal schlimmer in der DDR-Regierung zu sitzen als in Stasi-Haft? ... Die Durchschnittsrente normaler Ost-Beitragszahler liegt derzeit übrigens bei gut 800 Euro. Nach einem ganzen Berufsleben erhalten sie also weniger als die Ex-Minister für ihr halbes Amtsjahr."

Treiber und Getriebene

Treibgas oder Treibhausgase
– wie auch immer das nun heißt –
registriert zwar nicht die Nase,
wohl jedoch der Forschergeist.

Von Experten und von Bossen
wurde folglich knapp vorm Lenz
unser Klima neu beschlossen
auf der großen Konferenz!

Demokratisch abzustimmen
trifft ja nicht Geschichte nur,
selbst Physik ist hinzutrimmen,
so verlangt es die Natur.

Und soll Erde Erde bleiben,
ist den Gasen hier im Land
all ihr Treiben auszutreiben,
sagt der Treibhausgasverstand.

Früher war es gang und gäbe,
daß das Gas ins All verpufft,
durchs Ozon-Loch frei in Schwebe,
und zurück blieb reine Luft.

Aber zwecks Ozon verboten
hat man – dingsda – eF-Ka-Ka,
und so gordisch wie der Knoten
ist das Loch jetzt nimmer da!

Außerdem, man hat entschieden,
schuld ist diesmal Ce-Oh-zwei
und gehört daher vermieden –
wie, ist völlig einerlei.

Vorerst wär' zu überlegen,
daß man's in Kanister tut –
des Ozon-Verbotes wegen
sind die eh für nix mehr gut.

Doch statt Dosen oder Tonnen
hat der Umwelt-Kommissar
eine Rezeptur ersonnen,
die seit jeher logisch war:

Wenn beim Kohlenstoffverbrennen
man die Luftzufuhr halbiert,
dann entsteht, wie's Profis nennen,
Kohlenmonoxyd – kapiert?

Mit der Masche ist daneben
teurer Sauerstoff gespart,
und es bleibt die Umwelt eben
vor dem Dioxyd bewahrt!

Hat die Luft man solcherweise
durch und durch ent-Ce-Oh-zweit,
wird's auch sonst auf Erden leise,
und gebannt ist jeder Streit ...

Pannonicus